

RUTH

Reinhard Schwederski

Teil 1

1

Ich kam an einem Sonntagabend an. Der Bahnhof war brechend voll. Einige Jungs mit kurzen Haaren deckten sich mit Dosenbier ein, sie rannten schnell zum Kiosk und dann zurück zum Bahnsteig, bevor der Zug weiterfuhr. Vor ein paar Jahren gehörte ich auch dazu. Aber das Bier-Wettrennen fand für mich in Hamburg-Altona statt, wo ich in den Zug in Richtung Kiel und dann nach Eckernförde umstieg. Jetzt stand ich gefühlt auf der anderen Seite, morgen fing mein Zivildienst an. Fünf Monate musste ich nachdienen. Keine Einrichtung hatte ein Interesse, einen Zivi für diese kurze Zeit einzustellen. Mit Urlaub, Dienstbefreiung und was es sonst noch gab, blieben gerade mal vier Monate übrig. Anspruchsvolle Stellen wie in der Pflege erforderten schon eine Ausbildung von drei Monaten. Aber ich hatte nach vielen Telefongesprächen doch noch eine Stelle gefunden, in einer diakonischen Einrichtung. Ich hatte keine Vorstellung, was mich dort erwartete, niemand konnte oder wollte mir vorher eine genaue Auskunft geben, was ich dort machen sollte. Ich sagte mir, sinnvoller als der Bund wird es allemal, aber so ganz sicher war ich mir da auch nicht.

Es war nie mein Ziel, Zivildienst zu machen. Beim Bund war ich Sanitäter, das war mir wichtig. Wenn schon zum Bund, dann etwas vermeintlich Sinnvolles. Es gab zwar dämliche Gesänge: „Alle Sanis sind schwul, von Hamburg bis nach Liverpool“, aber ich habe

einfach mitgesungen, dann ließ das irgendwann nach. Es soll keiner glauben, dass ich mich für besonders schlaue halte, aber beim Bund war vieles so unfassbar dumm, dazu kam die unendliche Langeweile. Sorry, ich fühlte mich einfach zu intelligent für den Laden. Die Krönung war, dass ich vom Kompaniechef gefragt wurde, ob ich mich nicht verpflichten wollte. Er hat meinen Blick gesehen und das war wohl Antwort genug. Ich hätte nicht noch einmal dorthin gehen können. Abgesehen davon hatten auch damals schon verkappte Nazis die Bundeswehr zu ihrer Heimat gemacht. Aber alle taten immer so, und tun das heute noch, als wäre das die ganz große Überraschung. Und dann sind immer alle schlimm betroffen und sagen: „Wie konnte das nur möglich sein?“ Ich bekam mehrere Einberufungen zu Reserveübungen, konnte mich mit vielen Ausreden davor drücken, aber jetzt hatten sie mich festgenagelt. Die einzige Möglichkeit, dem auf Dauer zu entgehen, war die Kriegsdienstverweigerung. Die Verhandlung hatte eine gewisse Komik, weil mir der Vorsitzende und die Beisitzer erklären wollten, wie sinnvoll der Dienst bei der Bundeswehr sei. Die hatten nicht einmal verstanden, dass es nicht um die Bundeswehr, sondern um den Kriegsdienst mit der Waffe ging. Ich wurde direkt anerkannt, aber nur unter der Bedingung, dass ich fünf Monate Zivildienst leiste, die Differenz zwischen beiden Diensten. Und das war der Grund, warum ich an einem Sonntagabend hier auf dem Bahnhof ankam.

In dem Altenheim, heute würde man sagen Seniorenzentrum, wurde mir zwar ein Zimmer zur Verfügung gestellt, aber ich hatte

mit Glück eine günstige Wohnung mitten in der Stadt gefunden, und ich brauchte meine Eigenständigkeit. Ich sollte auch noch erfahren, dass ein Altenheim, zumindest zu der Zeit, einen ganz eigenen Geruch ausströmt. Kein normaler Mensch kann das Tag und Nacht aushalten. Ich hatte manchmal das Gefühl, dass selbst nach dem Duschen der Geruch langsam wieder von mir Besitz ergriff. Glücklicherweise durfte in den Kneipen noch geraucht werden. Dann doch lieber ordentlich nach Rauch und Bier riechen.

Vom Bahnhof aus waren es vielleicht zwanzig Minuten zu Fuß bis zur Viktoriastraße, meine paar Möbel und den restlichen Kram hatten ein paar Freunde und ich zwischen Weihnachten und Neujahr schon hierhin gebracht. Ich mochte die Viktoriastraße. Sie lag in einem angenehmen Viertel, gute Kneipen, türkische Läden, man konnte alles zu Fuß machen. Einige Straßen weiter gab es sogar einen Supermarkt. Die zwanzig Minuten wurden jetzt doch lang, weil es bitterkalt war. Ich zog mich immer zu dünn an, ich war auch kein Mützenträger und Handschuhe verlor ich ständig. Ich ging immer schneller, um etwas warm zu werden. Die Weihnachtsbeleuchtung brannte in der Fußgängerzone, sie würde wohl in den nächsten Tagen abgebaut. Auf einem großen Platz, ich glaube es war der Jahnplatz, leuchtete sogar noch ein Weihnachtsbaum.

Die Heizung in der Wohnung war nicht an. Als wir vor ein paar Tagen hier waren, hatten wir sie runtergedreht. Es war für die Jahreszeit sehr warm, außerdem waren wir von der Schlepperei durchgeschwitzt. Ich hoffte, dass noch ein Bier im Kühlschrank war. Glück gehabt, eins gab es noch. Jetzt fing der Heizkörper an zu

rauschen, gefolgt von einem Knacken. Wie ein offener Kamin. Super, so eine eigene Wohnung. Die Wände hätten neue Tapeten brauchen können, der Linoleum-Boden war an einigen Stellen durchgescheuert, aber wenn es nicht so hell war, sah man das fast nicht. Ich hätte stundenlang so sitzen können, nicht lesen, nicht fernsehen, einfach nur vor mich hingucken. Manchmal reicht das.

2

Um acht Uhr war ich am Empfang im Altenheim. Vor einigen Wochen war ich einmal kurz hier, um mich bei der Hausleiterin, Frau Wilson, vorzustellen. Ein amerikanischer Name. Sie ist oder war, so genau wusste das wohl keiner, mit einem Amerikaner verheiratet. Ich sollte warten, sie würde gleich kommen. In der Eingangshalle saßen einige ältere Leute, natürlich saßen hier ältere Leute, es war schließlich ein Altenheim, und schauten vor sich hin. Keiner von ihnen sagte etwas. Das wunderte mich. Ich hatte immer das Gefühl, ältere Frauen, und es waren Frauen, reden ständig. Aber diese Frauen sagten nichts, schauten aber hin und wieder auf ihre Armbanduhren, als würden sie auf etwas warten, oder als ob sie einen Termin hätten. Ich wollte aber nicht ständig zu ihnen rüber schauen.

„Hallo, guten Morgen.“ Ich wurde aus meiner Beobachtung gerissen. Frau Wilson stand vor mir.

„Ja, guten Morgen. Ich bin hier, um meine Zivildienststelle anzutreten.“

„Ja klar,“ sagte sie, „warum sonst sollte ein junger Mann wie Sie in unser Haus kommen. Folgen Sie mir, ich zeige Ihnen alles. Ich spreche hier übrigens die Zivildienstleistenden mit Vornamen an.“

Wir gingen durch das Haus, ihr Gang erinnerte mich an den Kompaniefeldweibel in Eckernförde. Sie zeigte mir die einzelnen Stationen, einige Bewohnerzimmer (platzte dort rein, ohne

anzuklopfen), Schwesternzimmer, stellte mich vielen Schwestern, Pflegern und anderen Mitarbeitern vor. Zwei weitere Zivis gab es, Christian und Bernd. Ich war überrascht, als sie sagte, wir würden täglich gemeinsam Mittag essen, also sie und wir, die Zivildienstleistenden. Irgendwann waren wir mit der Führung fertig, und sie vermittelte den Eindruck, als gehöre das alles ihr und nicht dem Diakonischen Träger. Sie trug auch keine Schwesternkleidung, sondern ein Kostüm und ihre Frisur erinnerte mich an Doris Day, aber an eine wesentlich ältere Version von ihr.

„Wir werden Sie als zweiten Hausmeister einsetzen,“ sagte sie. „Unser hauptamtlicher Hausmeister ist gesundheitlich angeschlagen. Er hatte bereits einen Herzinfarkt und eine Unterstützung wäre sehr gut für ihn. Für die Pflege haben Sie ja eine zu kurze Dienstzeit, das hatten wir ja bereits geklärt.“

Wir gingen dann in den Keller, in dem Werkstatt, Lagerräume und ein Magazin für medizinische Materialien untergebracht waren. In der Werkstatt trafen wir einen Bewohner, den mir Frau Wilson als Herrn Schulz vorstellte. Als Herr Schulz hörte, dass ich den Hausmeister unterstützen sollte, ging er grußlos aus dem Raum.

„Ich glaube, Herr Schulz fühlte sich als zweiter Hausmeister, jetzt ist er wohl enttäuscht und fühlt sich überflüssig.“ Das Gefühl hatte ich auch. Herr Schulz sah mich während der Zeit, die ich dort war, nicht einmal an oder grüßte mich. Das hätte man auch vorher mit ihm klären können. Ich konnte nichts dafür, fühlte mich aber schuldig. Wenn ich Jahre später an diese Situation zurückdachte, schämte ich mich, weil ich nicht auf ihn zugegangen bin.

„Können Sie schon mal die Matratzen rausbringen? Die kommen aus Station 3. Herr Krüger, der Hausmeister kommt gleich.“
Gut, endlich was tun. Ich schnappte mir die erste von drei Matratzen, nein ich wollte mir sie schnappen. Mann, waren die schwer. Ich schleifte sie raus, dabei merkte ich, dass irgend etwas klebte. Puh, was war das? Das roch auch nicht gut.

„Junge, zieh dir mal ´nen Kittel und Handschuhe an.“ Das war wohl Herr Krüger, der Hausmeister.

„Heute Nacht ist jemand auf Station 3 überraschend gestorben. Die laufen dann aus, und die Matratzen hatten keine Folie drum. Wasch dir die Hände und dann den Kittel und die Handschuhe anziehen.“

Mein Gott, mir war echt elend.

„Moin, ich bin Herr Krüger, sag einfach Karl, wir kommen bestimmt gut klar.“

„Das Gefühl, es explodiert einem der Kopf.

Das Gefühl, die Schädeldecke müßte eigentlich zerreißen, abplatzen.

Das Gefühl, es würde einem das Rückenmark ins Gehirn gepresst

...

Das Gefühl, die Zelle fährt. Man wacht auf, macht die Augen auf: die Zelle fährt, nachmittags, wenn die Sonne reinscheint, bleibt sie plötzlich stehen. Man kann das Gefühl des Fahrens nicht absetzen

...

Rasende Aggressivität, für die es kein Ventil gibt. Das ist das schlimmste. Klares Bewußtsein, daß man keine Überlebenschance hat. Völliges Scheitern, das zu vermitteln. Besuche hinterlassen nichts. Eine halbe Stunde danach kann man nur noch mechanisch rekonstruieren, ob der Besuch heute oder vorige Woche war.

Einmal in der Woche baden dagegen bedeutet: einen Moment auftauen, erholen – hält auch für ein paar Sekunden an –

Das Gefühl, Zeit und Raum sind ineinander verschachtelt ...“

Spiegeleier konnte ich gut, mit Graubrot und Schinken: „Strammer Max“. Ich fragte mich, was ich machen sollte, wenn ich mit dem Zivildienst fertig war. Das ist ein Unterschied: Wenn etwas bevorsteht, macht man sich keine Gedanken über das, was danach kommt. Wenn man dann aber dabei ist, nimmt das Folgende plötzlich Gestalt an. Aber nur, wenn man eine Idee hat, was dann folgt. Wenn nicht, ist da plötzlich ein großes schwarzes Loch. Könnte ich nicht fragen, ob ich einfach 20 Monate Zivildienst machen kann. Dann hätte ich 15 Monate gewonnen. Das ist natürlich Blödsinn, weil ich diese Lebenszeit, so musste man diese Zeit nennen, schon beim Bund verplempert hatte. Ich musste mir Gedanken um meine Zukunft machen. Nicht jetzt, nicht heute, aber morgen wollte ich auf jeden Fall damit anfangen. Ich spülte die Pfanne und den Teller und ging trotz der Kälte noch einmal raus. Das *Milestone* hatte noch auf. Ich trank an der Theke ein Bier und schaute mich um, wer hier noch so rumsaß. Montags war nicht viel los. War aber auch ganz gut so. Ich trank noch ein Bier, zahlte, ging nach Hause und fragte mich, welchen Exkrementen ich wohl morgen begegnen würde.

Am nächsten Morgen machte Karl mit mir eine Runde. Er erklärte mir alle Abläufe, damit ich alle Routine-Aufgaben erledigen konnte, wenn er nicht da war. Er wohnte direkt hinter dem Heim, was er auch gerne nutzte. Früher hätte man gesagt: Er hat das Arbeiten nicht erfunden. Das ist nicht einmal böse gemeint. Ich fragte mich nur, wie er wohl zu dem Herzinfarkt gekommen ist. Er hatte

eine ziemlich gutaussehende Frau, aber das allein konnte es nicht sein. Wahrscheinlich eine angeborene Herzschwäche.

Wichtig war der Müll, erklärte er mir. Morgens pünktlich um 9:00 Uhr musste auf den Stationen der Müll abholt werden. Nicht fünf Minuten früher oder fünf Minuten später, sondern exakt um 9:00 Uhr. Als ich länger dort war bin ich manchmal extra früher oder später auf die Stationen gefahren, das hat ein kleines Chaos und viel Geschimpfe ausgelöst. Nach den Mahlzeiten mussten Essensreste in sogenannten Schweineeimern entsorgt werden. Alles in diesem Haus hatte mit unangenehmen Gerüchen zu tun. Dabei stand mir das Schlimmste noch bevor. Das Licht musste immer und überall kontrolliert werden. Falls eine Glühbirne oder Leuchtstoffröhre defekt war, musste sie sofort ausgewechselt werden. Wenn jemand stürzte, und es lag am fehlenden Licht konnte das „auf uns zurückfallen“. Nach einigen Tagen hatte ich die Abläufe verstanden. Drei Monate Ausbildung war für diesen Zivi-Job nun wirklich nicht nötig. Wenn man nicht völlig auf den Kopf gefallen war, reichten auch drei Tage. Wir kamen dann auf die berühmte Station 3. Die war oben im 3. Stock, logisch. Hier waren schwer Pflegebedürftige und demente Bewohner. Aus einem Zimmer kamen in regelmäßigen Abständen die immer gleichen Rufe. Das war schon ein ganz anderer Blues hier. Karl ging ganz locker und unbefangen mit den Leuten um. Das beeindruckte mich dann wiederum. Ich hatte ihn oberflächlicher eingeschätzt. Es lohnt sich doch immer ein zweiter Blick auf die Menschen. Er stellte mich einigen

Bewohnern vor, auch wenn die meinen Namen sofort wieder vergaßen. Er machte das wirklich gut.

„Wir schauen immer, dass alles in Schuss bleibt“, sagte Karl. „Unten in der Malerwerkstatt haben wir die unterschiedlichen Farben, mit denen Flure, Zimmer, Toiletten und so weiter gestrichen sind. Wenn wir sehen, dass etwas abgenutzt oder abgekratzt ist, pinseln oder rollen wir das nach. Also immer die Augen aufhalten und dann auch den richtigen Farbton nehmen. Ist alles beschriftet.“ Später kam ich mir dann vor wie ein Profimaler. Das Anstreichen hatte etwas Meditatives. Ich sollte noch einige Bewohnerzimmer streichen, die fanden das großartig. Endlich passierte mal was. So langsam verstand ich auch, was ich am ersten Tag in der Eingangshalle beobachtet hatte. Die alten Damen unterhielten sich nicht, weil sie sich nichts zu erzählen hatten. Sie konnten nicht sagen: Gestern habe ich das und das gemacht. Oder ich bin dort und dort gewesen. Sie konnten auch nicht sagen, gestern war meine Tochter oder mein Enkel da, weil die nicht kamen oder sehr selten. Sie alle erlebten hier gemeinsam nichts. Auf ihre Armbanduhren schauten sie ständig, um zu sehen, wann es das nächste Essen gab. Das Essen war die einzige Abwechslung am Tag.

Meine Eltern waren ein paar Tage weggefahren. Sie hatten mir gesagt wohin, aber ich hatte es vergessen. Ich glaube an die Mosel. Damals fuhren Eltern an die Mosel. Meine Schwestern waren auch nicht da. Da konnte ich mal richtig aufdrehen. *A Trick of the Tail* hatte ich von einem Kumpel aufgenommen, die war vor Kurzem erschienen. Ein richtiges Konzeptalbum. Ich klaute dazu meinem Vater ein Bier aus seinem Kasten. Vor einiger Zeit war er (zu Recht) stinksauer. Ich drückte immer die Kronkorken auf die leeren Flaschen, damit er nicht sah, dass ich wieder von seinem Bier getrunken hatte. Irgendwann war der Kasten leer, sah von oben aber noch halb voll aus. Er kam nach Hause, freute sich auf ein Bier, nahm eine Flasche nach der anderen hoch, alle leer. Das war echt nicht nett von mir, ich versprach Besserung.

Die Platte von Genesis war wirklich gut. Das blöde beim Aufnehmen war, dass man kein Cover hatte. Ich fand diese englischen Zeichnungen auf den letzten Platten super. Das Cover passte zur Musik, eben ein Konzeptalbum. Viele fanden Genesis total uncool, das war mir egal. Das wäre alles viel zu verkopft. Für mich war verkopft gar nicht negativ. Gut, für Partys war die Musik nicht geeignet, das sah ich auch ein. Dafür war *Love to love you Baby* von Donna Summer eindeutig besser. Nur bei *Daddy Cool* war bei mir Ende, das war nogo.

Ich machte meinen kleinen Fernseher an. Heute ist so ein Ding Kult. Ein kleiner knallroter abgerundeter Kasten mit Antenne, an der man ständig drehen musste, um ein akzeptables Bild zu

bekommen. Vor allem das zweite Programm war schlecht. Außerdem war mein Zimmer im Keller, nicht richtig im Keller, eher Tiefparterre. Die Tagesschau kam im Ersten, ich interessierte mich immer mehr für das, was in der Welt passierte. In Rotterdam hatte es ein Zugunglück gegeben, in Norditalien ein Erdbeben. Aber dann kam die eigentliche Meldung: Ulrike Meinhof hatte im Gefängnis in Stuttgart-Stammheim Selbstmord begangen. Sie hatte sich an den Gittern ihres Fensters in ihrer Zelle erhängt. Ich saß vor dem kleinen Fernseher und war völlig fixiert. Dann war die Meldung vorbei, aber ich starrte immer noch auf das Bild, auf dem jetzt der Wetterbericht lief. Es war eine Mischung aus Faszination und ein wenig Trauer. Mit diesem Gefühl hatte ich wenig Erfahrung. Mein Opa war einige Jahre zuvor gestorben, aber ich stellte mit Erschrecken fest, dass mich die Nachricht über die Meinhof fast genauso traf. Sie war nicht 60 Jahre älter als ich. Ich hatte verfolgt, was die Baader-Meinhof-Gruppe in den Jahren bis zu ihrer Verhaftung gemacht hatte. Es waren Menschen von der Gruppe umgebracht worden. Ich hatte mich gefragt, ob sie, Ulrike Meinhof, wohl auch selbst Jemanden umgebracht hatte. In Interviews, die ich gesehen habe, wirkte sie so klar, sie konnte sehr gut mit Worten umgehen. Sie machte zwischen den Sätzen Pausen, überlegte ganz genau, was sie sagte. Andere plapperten munter drauf los, bei ihr war jedes Wort an der richtigen Stelle. In der Schule hatte ich einen sehr guten Deutschlehrer, bei dem wir in verschiedenen Projektarbeiten lernten, was Sprache machen kann. Wir hatten die BILD-Zeitung regelrecht seziert, um zu sehen welche manipulierende Wirkung

Worte und Sprache haben kann. Aber Ulrike Meinhof setzte Sprache nicht ein, um zu manipulieren, sondern um etwas ans Licht zu bringen, es sichtbar zu machen. Ich hatte sie vor längerer Zeit im Fernsehen in einer Gesprächsrunde gesehen. Sie als junge Frau unter älteren Männern. Zu Beginn fühlten sich diese Männer ihr überlegen und verhielten sich entsprechend arrogant. Irgendwann im Verlauf der Sendung veränderte sich das. Die Herren fühlten sich sichtbar unwohl. Obwohl ich jung war, und viele Zusammenhänge noch nicht verstand, fand ich es spannend, das zu sehen.

Mich beeindruckte die Zielstrebigkeit der Gruppe. Sie wollten eine andere Gesellschaft. Wie die für sie aussah, wurde mir nicht ganz klar, aber die bestehenden Verhältnisse mussten geändert werden. Ich wusste noch nicht genau, was ich aus meiner Zukunft machen sollte, da hatte die Konsequenz, mit der diese Gruppe voringing, natürlich für mich eine Faszination. Aber jetzt war die Meinhof tot. Und ein Selbstmord ist natürlich das Maximum an Konsequenz; oder vielleicht doch Verzweiflung?

Ich machte noch einmal die Cassette an. Peter Gabriel war nicht mehr dabei, dafür sang jetzt Phil Collins. In einem Kommentar im Radio über die Platte hieß es: Phil Collins *klänge mehr nach Gabriel als Gabriel selber*.

Zu meinen Nachbarn hatte ich kaum Kontakt. Im Treppenhaus begegnete ich natürlich anderen Leuten, aber ich wusste nicht einmal, ob sie hier wohnten, oder zu Besuch waren oder was auch immer. Unten auf dem Klingelschild standen acht Namen, manche so hin gekritzelt, dass man nichts entziffern konnte. Der Postbote hatte bestimmt seine Freude. Müller stand natürlich auch drauf. Zwei türkische Namen, Durmaz und Kayacan. Und dann noch Kolberg, Brendel, zwei Mal Familie Unleserlich und mein Name. Unten und in der Mitte waren jeweils zwei große und oben im dritten Stock vier kleine Wohnungen, eine davon meine. Es roch immer nach leckerem Essen im Flur, das kam bestimmt aus den türkischen Wohnungen. Die Kinder der türkischen Familien lachten mich immer an, tuschelten und lachten sich dann kaputt. Ich lachte mit.

Morgens zog ich meinen Kittel an, bewaffnete mich mit einem Besen und fegte draußen. Wenn keine Arbeit da war, suchte ich mir welche. Karl kam und sagte „Komm mal mit zu den Kaninchen, eins hat geworfen.“ Im Garten gab es Kaninchen-Ställe, ich hatte nur noch nie einen Bewohner dort gesehen. Das wäre doch eine schöne Abwechslung oder Aufgabe gewesen. Karl machte die Tür zu einem Stall auf, nahm zwei der Neugeborenen, sah sie kurz an und warf sie an die Außenwand des Stalls. „Da wär nix raus geworden.“ Ich stand da, schaute auf die toten, kleinen Körper und dachte: Gut, dass ich jetzt den humanen Zivildienst mache und nicht mehr die schlimme Bundeswehr.

Beim Mittagessen lernte ich nach und nach die beiden anderen Zivis kennen, Christian und Bernd. Wir hatten nicht viel miteinander zu tun, weil sie in der Pflege arbeiteten. Aber auch sonst hatten wir uns nicht viel zu sagen. Wo keine Gemeinsamkeiten sind, kann man auch keine konstruieren. Sie trugen aber auch Pflegekleidung und ich einen Hausmeister-Kittel. Das Essen war gar nicht schlecht, ich war überrascht. Das war schon von Vorteil, wenn man mittags eine warme Mahlzeit bekam. Abends reichte dann ein Schnittchen.

„Das Zimmer von Frau Welsow muss gestrichen werden. Damit liegt sie mir schon länger in den Ohren,“ sagte Karl. „Komm, wir schauen uns das mal an.“ Die Zimmer waren alle mit Rauhfaser tapeziert, es sollte kein Problem sein, Frau Welsows Zimmer mit frischer Farbe zu versorgen. „Ich möchte auch mein Radio hier auf dem kleinen Tisch haben, aber das Kabel reicht nicht.“ sagte sie. Karl schaute mich fragend an. Ich hatte in den letzten Semesterferien in einer Elektrofirma gearbeitet und dort Schlitze gestemmt und Steckdosen eingeputzt. Ich war hier der Experte. „Kein Problem. Oben ist eine Abzweigdose und dann kann ich ein Aufputzkabel hier runter legen und eine Steckdose an die Wand schrauben. Ist nicht wirklich elegant, aber besser als ein Verlängerungskabel als Stolperfalle.“ Karl sah mich immer noch an, aber diesmal echt beeindruckt. Er schickte mich zu einem Elektrohändler, um alles einzukaufen und dann ging es los.

Mein (wahrscheinlich) neuer Kunde hat seinen Firmensitz in einem Industriegebiet etwas außerhalb der Stadt. Es geht um Möbel, worum sonst in dieser Gegend, hauptsächlich Schlafen. Der Termin ist um 11:00 Uhr, ich bin etwas zu früh und fahre langsam durch die Stadt. Ich war schon seit Jahren nicht mehr hier. Am Jahnplatz ist eine Großbaustelle und durch die Umleitung wird die Zeit plötzlich knapp. Zwei Minuten vor meinem Termin fahre ich auf den Parkplatz. Vor kurzem hatte ich gelesen: *Der Termin ist dann, wenn ich da bin*. Bei einem neuen Kunden wollte ich es aber nicht darauf ankommen lassen.

Da hatte ich etwas mehr erwartet, das Firmengebäude sieht nicht gerade repräsentativ aus. Später erfahre ich, dass ein Neubau geplant ist, das Grundstück gibt es schon. Das Gespräch läuft gut, ich soll ein Angebot und einen Rohentwurf machen. Die Signale stehen aber wohl auf grün. Nach vielen Jahren Selbständigkeit habe ich ein Gefühl dafür entwickelt, ob aus einem Gespräch ein Job wird oder nicht. Bei einem ganz schlechten Gefühl habe ich auch schon Aufträge abgelehnt, ich habe da meine Erfahrungen gemacht. Wenn man nur noch über Rechtsanwälte kommuniziert und die Existenz auf dem Spiel steht, macht die Arbeit keinen Sinn. Das kann einen im schlimmsten Fall krank machen. Aber das hier ist vielversprechend.

Das Hotelzimmer hatte ich vor einigen Tagen reserviert. Ich hätte auch noch locker nach Hause fahren können, aber wenn ich schon einmal hier war, wollte ich mich auch ein wenig umsehen.

Das Zimmer war in Ordnung, für eine Nacht war ich nicht sehr anspruchsvoll. Einmal durch die Stadt schlendern, vielleicht am Altenheim vorbei, und abends wollte ich auf jeden Fall im *Milestones* ein Bier trinken. Dann würde ich auch am Haus in der Viktoriastraße vorbeikommen, in dem ich einige Jahre gewohnt hatte. Sentimental bin ich nicht, aber ich finde es spannend, wie die Orte der Vergangenheit heute auf mich wirken. Man verändert sich selbst auch, und ich habe oft das Gefühl, dass vieles kleiner wirkt als früher, und ich meine nicht die kindliche Sehweise.

Die Stadt war noch immer die *Freundliche Baustelle*, so wurde sie oft beschrieben. Die Baustellen sind jetzt nur an anderen Stellen. Zu Fuß spielt das aber keine Rolle, das Laufen tut gut. Besprechungen sind anstrengend, auch wenn sie zu einem guten Ergebnis führen. Der Vorteil, wenn man älter wird ist, dass man nicht mehr um jeden Preis jeden Job haben muss. Entweder ich bekomme den Auftrag oder nicht. Die Welt wird sich unabhängig davon weiterdrehen. Ich finde den Job gut, weil ich dadurch ein wenig in meine Vergangenheit reisen kann, obwohl ich nicht sicher bin, ob das wirklich so gut ist. Dann stehe ich vor dem Altenheim, in dem ich vor langer Zeit meinen Zivildienst abgeleistet habe. Es hat sich verändert und die Fassade hat eine andere Farbe. Vielleicht täusche ich mich auch. Die Bäume sind größer, wahrscheinlich wirkt dadurch das Gebäude kleiner. Durch die Fenster sehe ich, dass auf einem Sofa im Empfangsbereich einige ältere Damen sitzen. Da es hier draußen sehr hell ist erkenne ich aber nicht, ob sie nur dort sitzen oder miteinander reden. Oben an einem Fenster

steht eine Pflegerin völlig unbeweglich und schaut hinaus. Als ich noch einmal hinsehe ist sie verschwunden.

Das Haus in der Viktoriastraße sieht genauso unaufgeregt aus wie vor 30 Jahren, auf dem Klingelschild stehen jetzt, wie zu erwarten, andere Namen. Im *Milestones* ist die Zeit auch stehengeblieben, nur rauchen darf man nicht natürlich mehr. Das Bier ist genauso lecker wie früher. Im Hotelzimmer zappe ich auf dem Bett liegend durch die Programme. Ich bleibe auf Phoenix hängen, gerade fängt eine Doku mit dem Titel *Die letzte Reise der Landshut* an. In Brasilien wurde die alte Lufthansa-Maschine gefunden, die 1977 entführt wurde, um die Terroristen in Stammheim und anderen Gefängnissen in Deutschland freizupressen. Das Flugzeug wurde zerlegt und mit einer russischen Frachtmaschine nach Friedrichshafen am Bodensee transportiert. Die Bilder von dem entführten Flugzeug auf dem gleißenden Rollfeld in Mogadischu habe ich noch klar vor Augen, das ist jetzt genau 40 Jahre her. Stundenlang liege ich noch wach, meine Gedanken drehen sich immer wieder im Kreis. Wir waren Anfang der Siebziger Jahre umgezogen. In der Schule war ich der *Neue*. Ich hasste die Schule, nur der Deutschunterricht war gut, den fanden alle anderen schlimm. Die Musik war für mich eine Möglichkeit, mir innere Sicherheit zu verschaffen. Stundenlang hörte ich die gleichen Platten und sah mir die Cover an. Im Radio hörte ich *In Between* und *Rock in*, da wurde *progressive Rock* gespielt, so hieß das damals. Und die RAF bildete ihre Zweite Generation.

Beim Frühstück habe ich einen Plan. Das Hotelzimmer kann ich problemlos verlängern. In meinem Kalender stehen keine Termine für heute, also bleibe ich und fühle mich trotz des wenigen Schlafes gut. Ich setze mich ins Auto und fahre los.

„Wie kann ein isolierter Gefangener den Justizbehörden zu erkennen geben, angenommen, daß er es wollte, daß er sein Verhalten geändert hat? Wie? Wie kann er das in einer Situation, in der bereits jede, absolut jede Lebensäußerung unterbunden ist? Dem Gefangenen in der Isolation bleibt, um zu signalisieren, daß sich sein Verhalten geändert hat, überhaupt nur eine Möglichkeit, und das ist der Verrat. Eine andere Möglichkeit, sein Verhalten zu ändern, hat der isolierte Gefangene nicht. Das heißt, es gibt in der Isolation exakt zwei Möglichkeiten: Entweder (...) sie bringen einen Gefangenen zum Schweigen (...), das heißt, man stirbt daran, oder sie bringen einen zum Reden. Und das ist das Geständnis und der Verrat. Das ist Folter, exakt Folter, durch Isolation, definiert an diesem Zweck, Geständnisse zu erpressen, den Gefangenen einzuschüchtern, um ihn zu bestrafen und um ihn zu verwirren.“

Als ich das Zimmer strich, kam Frau Welsow immer wieder herein, um alles ganz genau zu kontrollieren. „Machen Sie das gewissenhaft, junger Mann.“ Das Streichen machte mir sogar Spaß. Es hatte etwas Reinigendes. Und ein schöner Nebeneffekt war, dass die Farbe den vorherigen Geruch im Zimmer überdeckte. Ich weiß nicht, warum Altenheime immer wie Altenheime riechen müssen. Zu der Zeit in den Achtzigern war das jedenfalls so. Eine Mischung aus Haaren, Urin und Käsefüßen. Und die alten Leute wollten nie lüften, weil es dann so kalt im Zimmer wurde. Aber ich hatte Frau Welsow glücklich gemacht. Sie erzählte mir dann noch viel aus ihrem Leben. Ich hatte ja Zeit. Karl war froh, wenn er keine Arbeit für mich suchen musste und ich lief nicht arbeitslos im Haus herum. Frau Welsow erzählte mir, dass sie AVON-Beraterin war. Ihre Arbeit hatte sie gar nicht als solche empfunden. Sie liebte ihre Kosmetikkoffer, mit denen sie zu ihren Kundinnen gefahren ist. Je länger sie davon erzählte, umso aufgeregter wurde sie. Sie gehörte zu den gepflegten Bewohnerinnen, kein Wunder bei dem Beruf. Natürlich sprach sich im Haus herum, dass es einen neuen Elektriker, Maler und Zuhörer gab. Ich konnte mich vor Aufträgen kaum retten. Manchmal half mir Karl, aber er strich so hektisch und oberflächlich, dass ich dachte er bekommt wieder einen Herzinfarkt. Ich machte das lieber allein. Zwischendurch hörte ich mir viele Lebensgeschichten an. Die Bewohner hatten alle den Krieg erlebt, manche erzählten viel darüber, einige weinten dabei. Ich stellte mir vor, dass sie ihre Geschichten bei der Bundeswehr in PoLiBi

(Unterricht in Politischer Bildung) erzählten. Das wäre was gewesen. Es gab fast nur Frauen im Haus. Viele der Männer waren nicht aus dem Krieg zurückgekommen oder nicht sehr alt geworden. Ein alter Herr fragte mich „Junge, hast du gedient?“ Ich antwortete ganz zackig „Jawoll, bei der Marine“. Da konnten die anderen Zivis nicht mithalten.

Auf der Station 3 traf ich morgens bei meiner Müllrunde oft Schwester Anna. Sie war natürlich keine Ordens- oder Krankenschwester, dies war kein kirchliches Altenheim. Die Pflegerinnen ließen sich aber gern so anreden, weil dann der Nachname nicht genannt wurde. Sie war eine der wenigen aus dem Pflegebereich, die manchmal mit mir sprach. Für die anderen war ich wohl ein Drückeberger, weil ich nur Hausmeister war. „Schön, dass du Zeit für die Leute hast. Die freuen sich sehr, wenn sie mal ein anderes Gesicht sehen und wenn ihnen jemand zuhört. Wir haben leider zu wenig Zeit dafür.“ Das tat mir gut. „Ich mache das gerne, und die Geschichten aus ihrem Leben interessieren mich wirklich“, antwortete ich. „Na dann mach mal weiter so,“ und weg war sie. Die Pflegerinnen schufteten hier wirklich, vor allem hier auf der Demenzstation, aber sie hatte immer gute Laune. Manchmal hatte ich ein schlechtes Gewissen, weil ich hier so einen lauen Lenz hatte.

Am Abend ging ich auf ein Bier ins *Milestones*. Irgendwann kam ich mit einem netten Typen an der Theke ins Gespräch. Er machte auch Zivildienst, irgendwas im Krankenhaus. Wir redeten über unseren Dienst, und er erzählte, dass er tatsächlich Bettpfannen leeren musste. Da war ich mit meinem Hausmeisterjob aber gut

bedient. Er sagte, dass er in einem großen Studio hier in der Nähe Fotograf gelernt hat und sich nach dem Zivildienst selbständig machen will. Ich interessierte mich seit einiger Zeit für Fotografie, jetzt war ich Feuer und Flamme. Ich hatte über das Studio in einer Fotozeitschrift gelesen, die bauten riesige Kulissen und waren hier so groß geworden, weil es so viele Möbelhersteller in der Gegend gab. Die Fotos sahen wie echte Räume aus, aber es war alles im Studio aufgebaut, ein bisschen wie in Hollywood. Ich fragte ihn stundenlang aus und spendierte ihm noch einige Biere. Dann hatte ich ihm den Namen des Mannes entlockt, der dort für die Ausbildung zuständig war, ein Herr Reiter. Ich hatte ein Ziel vor Augen.

„Was machen wir da?“ fragte ich Karl. „Spirale“, sagte er. Das Klo lief über, alles war voller Wasser und Scheiße. Ich rannte in die Werkstatt, holte die Spirale und hatte die Hoffnung, dass dann der Spuk schnell vorbei war. „Wir kommen nicht durch den Knick, die Spirale ist zu steif!“ sagte ich, schon schweißgebadet. „Wir müssen das Kump abschrauben, damit wir nicht durch den Geruchsverschluss müssen“, meinte Karl. Mit „wir“ meinte er natürlich mich. Also wieder losgerannt und den Maulschlüssel-Satz geholt. Ich schraubte die beiden Muttern los, hob die Porzellan-Schüssel langsam an. Der Geruch war nicht von dieser Welt. Plötzlich viel mir der Zivi von gestern Abend ein. Eine Bettpfanne war gegen das hier ein Heidenspaß. Aber jetzt kamen wir mit der Spirale in das Rohr. Ich drehte und drehte, dann bekam ich etwas zu fassen. Ich zog und hatte eine vollgeschissene Unterhose an der Drahtleine. „Wenn die alten Leute sich in die Hose machen, weil der

Schließmuskel nicht mehr mitmacht, schämen sie sich und stopfen die Unterhose ins Klo. Dann haben wir den Salat“, klärte Karl mich auf. „Schöne Scheiße“, mehr fiel mir dazu nicht ein. Das Schauspiel gab es ungefähr alle sechs Wochen.

Ich rief im Fotostudio an, in der Hoffnung, Herrn Reiter direkt sprechen zu können. Aber er war ständig in Besprechungen, bei Kunden oder was man alles so macht in der Position. Aber die Sekretärin war sehr hilfsbereit. „Stellen Sie eine Mappe zusammen und reichen Sie die ein, gerne auch persönlich.“ Jetzt hatte ich eine echte Aufgabe. In den nächsten Tagen ließ ich Abzüge von den Dias machen, die ich geeignet fand. Am Wochenende fuhr ich zu Freunden, die ein kleines Schwarz-Weiß-Labor hatten, um Vergrößerungen anzufertigen. Schwarz-Weiß kam immer gut an, das roch nach Handwerk und Kunst.

Abends nach meinem Dienst im Altenheim stellte ich meine Mappe zusammen. Wenn ich sie heute sehe, finde ich sie nicht schlecht. Schon damals versuchte ich mich in Reduktion. Viele meiner Freunde fotografierten auch, aber die machten immer viel, ich versuchte immer wenig zu machen. Ich traf den anderen Zivi wieder im *Milestones* und bat ihn, einmal einen Blick auf meine Fotos zu werfen. Wir gingen zu mir, ich war total nervös. Wenn er sagen würde, das hat keinen Sinn mit diesen Fotos, wären meine Zukunftspläne hinüber. Zu der Zeit fehlte mir noch die realistische Einschätzung, was ich konnte und was nicht. Er blätterte die Mappe durch, eigentlich war es ein Ringordner, und das auch noch in Weiß. Das merkte ich erst jetzt. Schwarz wäre bestimmt besser

gewesen. Er klappte den Ordner zu, sah mich an und sagte: „Damit nehmen sie dich, ganz bestimmt.“ Mann, war ich stolz. Ich konnte nicht nur streichen und Schlitze stemmen, ich war auch kreativ. Zu der Zeit durfte man das noch sagen, heute ist das Wort *kreativ* ein NoGo in unserer Branche.

Am nächsten Morgen lieh ich mir den Kombi des Altenheims aus, man hatte wohl Vertrauen zu mir, und fuhr zu dem Studio. Es lag in einer Kleinstadt, etwa 20 Kilometer entfernt.

Das war wirklich beeindruckend. Und sie hatten nicht nur dieses Studio, sondern noch weitere in benachbarten Städten. Am Empfang fragte ich nach Herrn Reiter, der natürlich nicht zu sprechen war. Aber die nette Sekretärin kam und nahm mir die Mappe ab. „Ich werde sie Herrn Reiter geben. Darauf kannst du dich verlassen.“ Sie duzte mich einfach, das wertete ich als gutes Zeichen. Dann hetzte plötzlich ein scheinbar sehr wichtiger Mitarbeiter vorbei. „Frau Althoff, ich bin jetzt in der Kundschaft“, sagte er zu der Frau am Empfang, und raus war er. Später erfuhr ich, dass das der Kontakter war, machte gerne einen auf hochwichtig. Ich stand dann etwas hilflos herum. „Melde dich doch einfach mal in einer Woche“, sagte die nette Sekretärin, „ich bin übrigens Eva.“ Ich hätte gern mal ins Studio geschaut, traute mich aber nicht zu fragen. Also verabschiedete ich mich und verließ mit einem guten Gefühl das Gebäude. Verdammt, ich hätte doch besser noch einen schwarzen Ordner nehmen sollen, das hatte ich verpennt. Jetzt war es egal, in einer Woche würde ich anrufen. Jetzt viel mir auf, dass ich nicht nach einem Lebenslauf oder Bewerbungs-

anschreiben gefragt wurde. Auf der Mappe stand nur mein Name.
In der Branche war wohl vieles anders. Aber genau das wollte ich.

Als ich meinen Eltern erzählte, dass ich das Abitur, oder wenigstens das Fachabitur nachholen wollte, sahen sie mich an, als käme ich von einem anderen Planeten. In unserer Familie hatte noch nie jemand studiert, nur meine merkwürdigen Cousins aus der Landeshauptstadt wurden zum Nachhilfeunterricht geprügelt, damit ihre Eltern mit ihren schlaun Kindern angeben konnten, sich in ihrem Glanze widerspiegeln konnten. Ich hatte den Eindruck, dass meinen Eltern mein plötzlicher Ehrgeiz peinlich war. Es war mir egal, sie machten immer ein großes Hallo um meine Schwestern, dann brauchten sie sich jetzt auch nicht einzumischen. Ich versicherte ihnen, dass ich kein Geld von ihnen wollte, sondern alles durch BAföG und Jobs finanziere, und das tat ich dann auch. Ich zog dann schnell aus, auch wenn sich dadurch die Kosten dramatisch erhöhten. Ich arbeitete dann mehr, was mir auch eindeutig mehr Spaß machte, als die Hochschule mit ihrem Schulbetrieb mit Anwesenheitspflicht. Das Studium hatte mich nicht wirklich weitergebracht, aber dümmer geworden bin ich davon auch nicht. Im fünften Semester brach ich ab, Maschinenbau war einfach nicht meins. Hinterher ist man natürlich immer schlauer. Meine Eltern hielten sich mit Kommentaren zurück, die hatten auch genug mit ihrer Scheidung zu tun, und wie man das, was man gemeinsam aufgebaut hat, hinterher genau durch Zwei teilt. Das klappt nie, es bleibt immer verbrannte Erde zurück.

Teil 2

11

Ich hörte Gepolter im Treppenhaus, ein kurzer Aufschrei und dann Stille. Ein leises Gewimmer, dazwischen immer wieder „Scheiße, was für eine Scheiße!“ Im Flur sah ich nach unten und da lag eine Frau mit dem Kopf nach unten am Ende der Treppe. Das Fluchen und Wimmern ging weiter. Das musste Frau Brendel sein. Sie wohnte unter mir, ich hatte sie nur zweimal kurz gesehen. Sie quälte sich nur ein leises „Tag“ heraus, wenn ich sie grüßte. Jetzt lag sie auf der Treppe und ich stand da und dachte: ich muss doch jetzt wissen, was zu tun ist, ich war doch Sanitäter beim Bund. Ich lief hinunter zu ihr und fragte, was passiert war.

„Ich bin diese Scheißtreppe runtergefliegen. Was für ein Mist.“

„Sie liegen jetzt ganz schlecht mit dem Kopf nach unten. Ich helfe Ihnen ganz vorsichtig.“

Sie fasste sich an die Hüfte und fluchte immer weiter.

„Ich werde einen Krankenwagen rufen. Kann ich das Telefon in Ihrer Wohnung benutzen, ich habe keins.“

Wenn ich telefonierte, tat ich das immer vom Altenheim aus. Wir hatten ein Telefon in der Werkstatt, das war sehr praktisch. Jetzt guckte sie mich an. Ihre Augen waren dunkel, fast schwarz.

„Ja was? Sie brauchen einen Krankenwagen!“

Jetzt ging auch eine andere Tür auf.

„Was passiert?“ fragte ein türkisches Mädchen.

„Habt ihr ein Telefon?“, fragte ich sie. Aber sie guckte nur ängstlich und gab keine Antwort. Dann ging die Tür langsam wieder zu.

„Ich gehe jetzt in Ihre Wohnung und rufe diesen verdammten Krankenwagen!“

Sie hatte keine Kraft zum Widersprechen und gab mir fluchend vor Schmerzen den Wohnungsschlüssel. Wenigstens lag sie jetzt nicht mehr schräg mit dem Kopf nach unten, sondern waagrecht.

Ich lief die halbe Treppe hoch und ging in ihre Wohnung. Die Vorhänge waren zugezogen, ich brauchte einen Moment, um mich an das schummerige Licht zu gewöhnen. Lüften wäre nicht schlecht, es roch nach kaltem Rauch, überall standen halbvolle Aschenbecher. Wo war das Telefon? Ich hatte sie gar nicht gefragt, ob sie überhaupt eins hat. Sie hatte aber auch nicht gesagt, dass sie keins hat. Es gab mehrere kleine Schreibtische, alle mit Stapeln vollgepackt. Dann sah ich es, gut versteckt zwischen Papierbergen. Während die Notrufnummer im Hörer quäkte, schaute ich mich um. Die Wohnung bestand praktisch nur aus Regalen, bis unter die Decke. Darin Bücher, Ordner, Mappen und Papierstapel. Dann antwortete endlich jemand. Ich gab die Adresse durch und einen Minibericht, was passiert war. Wie die Verletzte hieß, wollte man wissen. Ich wusste nur den Nachnamen: Brendel.

„Bleiben Sie bitte bei ihr, bis der Notarztwagen bei Ihnen ist“, sagte die Stimme.

Ja, natürlich blieb ich, was dachte die Stimme denn, dass ich jetzt einen Kaffee trinken gehe oder was. Jetzt sah ich auch zwei

Schreibmaschinen. Ich fragte mich, was sie hier machte, war sie Schriftstellerin? Ich wollte nicht zu neugierig sein, konnte aber auch nicht rausgehen, ohne zumindest kurz zu schauen was auf dem eingespannten Blatt in der roten Olivetti-Maschine stand. ... *du warst mir da immer eine große Hilfe, damit ich den Rücken frei hatte, aber du warst ...* Mehr konnte ich in der Eile nicht lesen. Ich hörte sie wieder schimpfen und auch andere Stimmen, der Sturz hatte sich wohl im Haus herumgesprochen.

Die Rettungssanitäter legten sie vorsichtig auf eine Trage.

„Oberschenkelhalsbruch, ganz klar“ diagnostizierte einer von ihnen.

„Genau“ bestätigte der andere.

„Haben Sie den Unfall gemeldet?“ wurde ich gefragt. Als ich nickte sagte der Erste

„Sie kommen am besten mit.“

Sie sah mich an und blaffte: „Wohnung abschließen!“

Ich hatte mir den Tag anders vorgestellt, jetzt schaukelte ich in einem Notarztwagen durch die Stadt.

„Wir fahren ins Klösterchen“, sagte der Sani, der mir gegenüber saß. Ich schaute ihn nur fragend an.

„So wird das Krankenhaus genannt, weil es von Schwestern gegründet und lange geleitet wurde.“

Ich schaute Frau Brendel an. Wie alt sie wohl war, irgendetwas zwischen 40 und 60. Sie hatte kurze Haare, die an einigen Stellen grau wurden. Draußen zog die Stadt in Ausschnitten vorbei. Nur oben konnte man durch einen Schlitz nach draußen sehen, sonst

bestanden die Scheiben aus Milchglas. Im Krankenhaus wurde Frau Brendel in die Notaufnahme gebracht, das Schimpfen hatte nachgelassen. Sie schaute mich noch einmal an, dann verschwand sie auf der fahrbaren Trage durch eine Automatiktür.

„Und jetzt?“ fragte ich den Sani.

„Sind Sie verwandt mit ihr?“ fragte er zurück.

„Nein, ehrlicherweise habe ich heute zum ersten Mal mit ihr gesprochen. Ich wohne auch erst seit zwei Monaten in dem Haus. Ich mache meinen Zivildienst hier in einem Altenheim.“

Er überlegte.

„Die werden jetzt versuchen, Verwandtschaft von ihr zu erreichen. Sei doch einfach so nett und komm morgen hierhin und frag nach ihr. Mit dem Oberschenkelhalsbruch wird sie einige Zeit hier verbringen.“

Es war zu Fuß nicht weit zurück und nach dieser Aktion taten die Luft und das Laufen gut. Ich dachte über ihre Wohnung nach. Was sie da wohl schrieb? Den Schlüssel hatte ich ihr im Rettungswagen zurückgegeben. Ich war mir nicht sicher, ob ich wirklich am nächsten Tag zu ihr ins Krankenhaus gehen sollte. Dann wäre auch die eine Woche herum, und ich wollte im Studio anrufen.

Die Tage im Altenheim vergingen in täglicher Routine, besser gesagt in Langeweile. Ich hatte überlegt, in der Werkstatt etwas für mich zu bauen, ein Flight-Case für meine Kamera. Metall-Leisten, Kofferecken, Verschlüsse und einen Griff aus echtem Leder hatte ich bei einem Versandhändler in Hamburg bestellt. Aus beschichtetem Sperrholz hatte ich eine Box gebaut, die der Rohling des Koffers war. Ich schaute immer wieder auf die Uhr und überlegte, wann ich im Studio anrufen sollte. Was, wenn Herr Reiter sagte, das wird nichts. Nachmittags um zwei nahm ich mir ein Herz und rief an. Natürlich war er nicht zu sprechen. Aber ich bekam Eva ans Telefon.

„Du sollst mal drei Tage zur Probe hier arbeiten, auch in deinem Interesse, ob dir das alles gefällt. Dann bekommst du einen realistischen Eindruck. Am dritten Tag besprechen wir dann mit Herrn Reiter, ob und wie es weitergeht.“

Wir machten einen Termin in zwei Wochen aus. Ich musste noch organisieren, dass ich drei Tage frei bekam. Zu meiner Mappe hatte sie nichts gesagt. Aber ich freute mich wie ein Kind am Heiligabend. Es lief doch alles sehr gut für mich. Nur wegen Frau Brendel hatte ich einen Kloß im Hals. Andererseits war ich jetzt so euphorisiert, was sollte mir da passieren.

Ich machte schon um drei Schluss, es interessierte sowieso niemanden, ob ich da war oder nicht. Solange ich den Müll auf den Stationen pünktlich abholte, war ich der perfekte Zivi. Mein Hausmeisterchef Karl hätte mich wohl gerne behalten, aber in zwei

Monaten musste er dann selbst wieder an die Arbeit, wobei Arbeit ein großes Wort für das war, was ich hier machte. Manchmal fragte ich mich, was er den ganzen Tag machte. Ich sah seine Frau ab und zu und dachte, mit ihr könnte ich auch meine Tage verbringen, gönnte ihm aber die freie Zeit.

Das Krankenhaus war überschaubar. Frau Brendel hatte bestimmt Glück, dass sie hier war und nicht im Klinikum. Mein Zivi-Kollege aus dem *Milestones* machte dort seinen Dienst. Er sagte es ist ok, aber eher eine Fabrik. An der Reception (so wurde das hier geschrieben) fragte ich nach ihr, die Dame schaute mich an und sagte

„Frau Brendel liegt in der Orthopädie, Zimmer 212.“

Warum hatte sie mich so angesehen? Vielleicht hatte sich das Geschimpfe von Frau Brendel bis zu ihr herumgesprochen.

Das Zimmer war so dunkel wie ihre Wohnung, aber es roch nicht nach Rauch. Als sie mich sah wirkte sie überrascht, sagte aber nichts. Sie sah mich nur an. Ich wollte irgendetwas Höfliches sagen, aber ich hatte wieder diesen Kloß im Hals. Sie drehte ihren Kopf weg und sah aus dem Fenster, oder besser gesagt auf die geschlossenen Vorhänge.

„Wie geht es Ihnen“ fragte ich leise.

„Das ist doch eine verfuckte Scheiße“ sagte sie, aber auch leise. Und dann „Hast du Zigaretten?“

„Nein, sorry, ich versuche mal wieder aufzuhören.“

„Ich brauche jetzt eine Zigarette, sonst drehe ich durch. Was für eine verfuckte Scheiße.“

Ich hatte noch nie eine Frau in ihrem Alter so fluchen gehört. Ich stand da, wusste nicht wohin mit mir. Neuer Versuch:

„Hat sich jemand um Kontakt zu Ihrer Verwandtschaft gekümmert?“

„Verwandschaft ist scheiße“ sagte sie.

„Aber sie haben doch bestimmt Freunde oder so.“

„Freunde sind scheiße“ flüsterte sie.

„Kann ich Ihnen nicht irgendwie helfen?“

„Besorg mir Zigaretten, verdammt nochmal!“ Die Tür ging auf und eine Schwester kam herein.

„Nicht immer so schimpfen Frau Brendel. Sie werden morgen früh operiert und dann sind Sie ruckzuck wieder auf den Beinen.“

Und dann zu mir: „Und, sind Sie der Sohn von Frau Brendel?“

„Ich habe keinen Sohn, ich habe keine Kinder, haben wir es jetzt?“ kam leise aus Richtung Bett.

Mit einem fröhlichen „Gleich gibt es Abendessen“ war sie wieder aus dem Zimmer. Ich sah auf die Uhr, es war gerade einmal fünf am Nachmittag. Im Altenheim war das auch so. Kein Mensch kann um halb sechs Abendessen.

„Fick dich ins Knie“ flüsterte Frau Brendel ihr hinterher.

„Kannst du mir was zu rauchen besorgen?“ fragte sie, sogar ein bisschen freundlicher.

„Ich versuch es, kann aber nichts versprechen. Ich muss dann raus aus dem Krankenhaus und ich weiß nicht, ob sie mich dann heute nochmal reinlassen.“

Sie sagte nichts mehr, lag nur da und starrte Richtung Fenster.

Das Studio sieht anders aus. Die große Halle ist jetzt dunkel, fast schwarz gestrichen, die Parkplätze wurden erweitert. Ich fahre langsam auf das Gelände, sehe Leute rein- und rausgehen. Die nächste Generation hat die Firma übernommen, das hatte ich auf der Website gelesen. Einer der jetzigen Juniorchefs war mal Praktikant bei mir, als ich dort noch als Fotograf arbeitete, bevor ich mich selbständig gemacht hatte. Er hatte damals versucht, den anderen Praktikanten Aufgaben zu geben, quasi als Ober-Praktikant. Das war wohl das Chef-Gen, das er mitbekommen hatte. Einfach nur peinlich, jetzt war er der kaufmännische Chef. Einen kurzen Moment überlege ich, ob ich einfach reingehe und hallo sage, verwerfe den Gedanken und fahre weiter. Das ist wie mit einem schönen Ort auf der Welt, an dem man einmal war. Dieser Platz wird in Gedanken und Erzählungen immer schöner. Kommt man dann noch einmal dorthin ist man enttäuscht, weil sich so viel verändert hat, aber in eine andere Richtung als in der eigenen Erinnerung.

Es ist eine schöne Gegend hier, es gibt sogar Tourismus. Niederländer finden es ganz toll. Es sind neben dem Sauerland die nächsten Berge, die sie erreichen können. Berge ist übertrieben, aber zum Wandern ist es wirklich gut. Als ich hier Zivildienst und meine Ausbildung machte, hatte ich aber andere Prioritäten, keine Berge, kein wandern. Ich fahre langsam wieder in die Stadt, komme durch einen Tunnel und bin auf der neuen hochgelegten Stadtschnellstraße. Jetzt geht es am Kino-Komplex vorbei, den

sehe ich auch zum ersten Mal, dann taucht kurz die Tribüne des Stadions auf. Die Flutlichttürme gibt es nicht mehr, das fällt mir jetzt erst auf. Die neuen oder umgebauten Stadien haben heute keine Masten mehr für das Flutlicht. Leistungsstarke Scheinwerfer werden direkt an das Tribünendach geschraubt. Ich erinnere mich an das weit sichtbare Licht der Türme, einige Male war ich auch dort. Ein Stadion in der Stadt. Auf dem Weg konnte man noch ein Bier trinken, im Stadion erst eine leckere Rostbratwurst mit viel Senf essen, dann ging es in den Block, natürlich Stehplatz. Sitzplätze sind was für Weicheier.

Ich fahre bergab ins Zentrum. Auf der rechten Seite taucht das Franziskus Hospital, das Klösterchen, auf. Ich sehe einen Parkplatz direkt an der Straße, halte an und merke, dass mein Herz etwas schneller klopft. Ich hatte gar nicht damit gerechnet, dass ich hier vorbeikomme. Auf der anderen Seite ist immer noch der Kiosk. Das Wetter ist schön, ich umrunde den mittlerweile modernisierten Komplex. Dann bin ich wieder an der Straße, an der mein Auto steht. Am Kiosk hole ich mir einen Kaffee auf die Hand und gehe langsam bergab in Richtung Innenstadt. Den Weg bin ich oft gegangen. Ich hatte damals ein merkwürdiges Gefühl der Verantwortung entwickelt, und das für einen Menschen, der sich unmöglich verhielt. Aber ein Gefühl kann man nicht abstellen, ich konnte es jedenfalls nicht. Ich gehe über die breite Straße, rechts sehe ich die Kunsthalle, aber ich biege links ab in die Fußgängerzone. An der Ecke gab es eine Disco, ein Stückchen weiter ist ein italienisches Eiscafé. Ein paar Leute sitzen draußen, obwohl es nicht gerade

warm ist und dann sehe ich, dass die Inhaberin des Cafés die gleiche ist wie vor 30 Jahren. Beim Weitergehen fällt mir ein, dass mein Auto noch vor dem Krankenhaus steht. Wie ich die Stadt hier kenne, habe ich bestimmt schon ein Knöllchen. Während der kurzen Zeit des Zivildienstes, und dann noch als Haumeister, konnte ich kaum ein Verantwortungsgefühl für die Bewohner entwickeln. Erst einige Jahre später, als wir Kinder bekamen, wurde die Verantwortung so groß, dass sie manchmal zu viel wurde.

Im Hotel lege ich mich aufs Bett, schaue unter die Decke und versuche, nicht nachzudenken. „Ich atme ein, ich atme aus. Ich atme ein, ich atme aus.“ Ich wiederhole den Satz immer wieder, passend zur Atmung. Irgendwann bin ich wohl eingeschlafen. Als ich wach werde ist es dunkel. Ich schaue auf mein Telefon, es zeigt 20:30 Uhr.

Ich muss noch etwas essen. Oben am Landgericht gab es das Café Oktober. Es war kein Café, warum es so hieß weiß ich nicht. Es war eine laute, immer brechend volle Kneipe, in der es eine verdammt gute Pizza gab. Natürlich gibt es auch das *Café Oktober* nicht mehr. Es heißt jetzt *Colón*. Aber drinnen ist alles dunkel, vielleicht Ruhetag. Nein, an der Tür klebt ein Zettel: Dauerhaft geschlossen. Wahrscheinlich ist das *Milestones* die einzige Kneipe, die überlebt hat. Es muss ein echtes Kneipensterben hier gegeben haben, ähnlich dem Aussterben der Dinosaurier. Vielleicht war hier auch ein Meteorit eingeschlagen und ich hatte es nicht mitbekommen. Selbst eine Institution wie das PC69 gab es nicht mehr, aus und vorbei. Ich bin aber auch nicht mehr hingegangen. Da trifft

mich wohl eine Mitschuld. In einem durchschnittlichen italienischen Restaurant esse ich eine durchschnittliche Pizza, gehe zurück zu meinem Hotel und sehe mir noch einmal die Decke an.

Ich stand in der Schlange am Kiosk, vor mir deckte man sich noch mit Paderborner Pils ein. Die Besuchszeit ging bis 18:00 Uhr, das waren noch 15 Minuten. Zum Pils brauchte der Kollege am Tresen dann noch einen Flachmann und eine Schachtel Reval. *Siehst du da unten die Gräber im Tal, das waren die Raucher von Reval.* Der Reim fiel mir dazu ein. Ich sollte Roth-Händle holen hatte sie gesagt, als ich aus dem Zimmer ging. Eine Frau, die Roth-Händle rauchte, war mir auch noch nicht begegnet. Dann war ich endlich an der Reihe. Ich sah hinter dem Kiosk-Verkäufer mehrere Flaschen Traubensaft, das war wohl eher als Alibi für die Krankenhaushäufigkeit gedacht.

„Zwei Flaschen Traubensaft und zwei Schachteln Roth-Händle. Ach ja, und eine Schachtel Streichhölzer. Und bitte eine Tüte dazu.“

Zum Glück hatte ich gerade Geld bekommen, da hatte sie aber Glück. Um kurz vor sechs ging ich wieder ins Hospital.

„Die Besuchszeit ist vorbei“ hörte ich von der Reception.

„Ich möchte doch nur ganz schnell Frau Brendel den Traubensaft bringen, ich bin dann auch pünktlich wieder raus.“

Die Receptions-Dame gab nur ein kurzes Zeichen mit ihrem Kinn und ich konnte rein. Im Zimmer war alles wie vorher. Ich legte die Tüte vorsichtig auf den Stuhl neben ihrem Bett.

„Ich muss wieder los, sonst gibt es Ärger wegen der Besuchszeit.“

Sie schaute mich kurz an, dann ging der Blick wieder zum Fenster. Beim Hinausgehen hörte ich etwas, konnte es aber nicht verstehen. Vielleicht ein Danke? Auf dem Flur atmete ich einmal tief durch. Was war das hier? War ich zu irgendetwas verpflichtet? Nein, war ich nicht. Ich hatte jetzt alles getan, was die Höflichkeit unter Nachbarn verlangt. Jetzt reichte es. Ich würde nicht wieder hierhin kommen.

„Gut, dass ich Sie noch treffe.“

Sie war keine Schwester, sah eher aus wie eine Verwaltungsangestellte.

„Wir konnten niemanden erreichen, ich meine Verwandte oder so. Sind Sie mit Frau Brendel verwandt?“

„Nein, ich bin ein Nachbar. Ich habe sie nach dem Sturz auf der Treppe gefunden“, antwortete ich.

„Es gibt Unklarheiten mit der Krankenversicherung. Wir wissen nicht, ob sie überhaupt eine hat. Mit dem Sprechen hat sie es nicht so, und sie muss morgen operiert werden. Nach einem Oberschenkelhalsbruch ist es wichtig, dass schnell operiert wird, sonst gibt es Komplikationen. Würden Sie sich bitte darum kümmern?“ fragte sie.

„Ja, mache ich.“

„Sehr gut“ sagte sie, und war weg.

Hatte ich wirklich „Ja“ gesagt? Wie sollte ich mich darum kümmern. Das Einzige, was ich von ihr wusste, war ihr Nachname und wo sie wohnte. Die Verwaltungsfrau hätte ebenso gut jemanden von der Straße fragen können.

An nächsten Tag versuchte ich mich auf die Arbeit im Altenheim zu konzentrieren. Müllrunde am Morgen, Ausbesserungsarbeiten, Müllrunde am Mittag, Licht und Birnen kontrollieren, Gespräche mit Bewohnern. Ich hörte auf Station 1 ein ohrenbetäubendes Pfeifen. Es kam aus der kleinen Wohnküche. Herr Kaiser stand gegenüber am Fenster und schaute auf die Straße.

„Herr Kaiser, was ist das für ein Krach?“

„Junge, was bist du denn so aufgeregt? Ich hör nichts.“

Ich nahm den Wassertopf vom Herd und das Pfeifen starb langsam ab.

„Ich wollte mir einen Kaffee aufsetzen. Kocht das Wasser denn schon?“

„Das Wasser kocht seit Minuten und der Kessel pfeift!“

Er hatte es nicht gehört. Die hohen Frequenzen waren für ihn weg. Ob das vom Alter kam oder ein Schaden aus dem Krieg war habe ich nie erfahren.

Zwischendurch baute ich meinen Koffer weiter. Bis zu meinen Probetagen im Studio waren es noch zehn Tage. Meine Gedanken gingen immer wieder zu Frau Brendel ins Krankenhaus. Was sollte ich da machen? Gestern war sie operiert worden. Ich würde heute hingehen und alles klären, aber dann musste sie allein sehen, wie sie alles organisierte.

In ihrem Krankenzimmer war es heller als vor zwei Tagen. Die Vorhänge gaben einen Spalt frei, durch den etwas Licht hineinfiel. Sie schaute mich an, dann zum Fenster und sagte „Was willst du denn hier?“

„Entschuldigung, ich muss nicht herkommen. Ich lasse mich aber einfach gern beschimpfen, da stehe ich drauf. Und Sie machen das super.“

Ich hatte mit einer Reaktion gerechnet, vielleicht ein Lächeln wegen meiner Ironie. Aber nichts, rein gar nichts.

„Eine Verwaltungsangestellte des Krankenhauses hat mich angesprochen wegen Ihrer Krankenversicherung. Sie brauchen irgendetwas von Ihnen wegen der Kostenübernahme. Sie werden doch krankenversichert sein. Das ist der Grund, warum ich hier bin. Ich habe ihr zugesagt, dass ich mich darum kümmere, warum weiß ich auch nicht. Ich kann jetzt auch einfach wieder gehen und Sie kümmern sich selbst um Ihren Kram.“

Sie hob langsam die Hand, gewissermaßen beruhigend. Sie sah mich an, ich dachte, jetzt sagt sie etwas, aber es kam nichts. Ich hob mit einer resignierenden Geste die Hände und wollte gerade gehen, da sagte sie leise, aber verständlich „Danke für die Zigaretten.“ Jetzt war ich beeindruckt. Sie sprach mit mir und benutzte auch noch das Zauberwort.

„Das habe ich gerne gemacht, kein Problem.“

Wir schwiegen jetzt beide wieder, aber die Spannung war nicht mehr im Raum. Sie hatte nur die wenigen Worte zu mir gesagt, mich einmal angesehen und ich war plötzlich viel entspannter.

„Darf ich mich setzen?“, fragte ich.

„–“

Ich setzte mich auf einen Stuhl, auf der anderen Seite des Raums. Zwischen dem Bett und mir war das Fenster mit dem Lichtspalt. Ich saß da, sie lag in ihrem Bett und niemand sagte ein Wort.

„Soll ich mich darum kümmern, um die Krankenversicherung?“

„Ich muss nachdenken“, sagte sie. „Kannst du morgen wiederkommen?“

„Ja sicher, klar kann ich das machen.“

Nach einiger Zeit stand ich auf, ging Richtung Tür, sah noch einmal zu ihr, aber sie schaute schon wieder Richtung Fenster.

„Na dann, bis morgen.“

Was war das für eine merkwürdige Geschichte. Warum konnte sie nicht ganz normal mit mir reden? Und ich hatte wieder „Ja“ gesagt. Ich hätte gerne mit jemandem über das gesprochen, was in den letzten drei Tagen geschehen war. Aber es war nicht so viel passiert. Eine Nachbarin war gestürzt, ich hatte mich um einen Notarztwagen gekümmert. Anschließend war ich im Krankenhaus und habe ihr Traubensaft (und Zigaretten) gebracht, eine Allerweltgeschichte. Aber das war sie nicht. Irgendetwas passte da nicht. Ich fing schon wieder mit dem Nachdenken an. Das sollte ich nicht tun. Das war schon immer mein Problem: Ich dachte viel zu viel

nach. Andere machten ganz normale Sachen: Sie gingen zur Arbeit oder studierten, gingen abends ins Kino oder Bier trinken, was man eben so macht in einem ganz normalen Leben. Und ich fing immer an mit dieser Nachdenkerei. Ich wollte das gar nicht, auch heute will ich das nicht. Manchmal fragte ich mich, ob es anderen auch so ging, aber wenn sie mich sahen, dachten sie wahrscheinlich: Der hat so ein schönes Leben, der muss überhaupt nicht nachdenken, der macht das alles einfach so.

Mein Koffer war fertig. Ich fand es sehr befriedigend, ihn selbst gebaut zu haben. An den Ecken gab es einen kleinen Überstand, aber das Gesamtbild war schon sehr professionell. Das war natürlich kein Koffer, das war ein Flight-Case. Wenn ich damit später mal zu einem Job fuhr, wäre das bestimmt ein großer Auftritt. Die Wahrheit war: Die Verschlüsse waren Billigware und schlossen nicht sauber. Später bei einem Job öffnete sich der Koffer und die Ausrüstung kullerte über das Pflaster. Das war eine ganz große Nummer. Mein Kunde tat zum Glück so, als hätte er es nicht gesehen.

Am nächsten Nachmittag war ich wieder im Krankenhaus. Scheinbar bewegte ich mich jetzt nur noch in solchen Einrichtungen. Vor gar nicht langer Zeit pendelte ich zwischen Hochschule und Kneipe, jetzt zwischen Altenheim und Krankenhaus. Sie war nicht in ihrem Zimmer. Ich war unsicher, was ich jetzt machen sollte. Da ging die Tür auf und Frau Brendel kam mit einer Schwester ins Zimmer.

„Na, wen haben wir denn da?“ fragte die Schwester freundlich.

Es war schön, dass alle hier versuchten, gute Laune zu verbreiten. Das stand nur im krassen Gegensatz zu Frau Brendels Gemütszustand. Gute Laune war scheinbar das Letzte, was sie jetzt wollte.

„Es ist wichtig, sofort mit den Reha-Maßnahmen zu beginnen“, sagte die Schwester. „Wenn dann alles gut geht, kann sie in zehn Tagen nach Hause.“

Sie strahlte mich an, also die Schwester, dann half sie Frau Brendel wieder ins Bett. Sie sprach mit mir, als wäre ich Frau Brendels Erziehungsberechtigter. Als Kranker wurde man behandelt wie ein kleines Kind. Im Altenheim war es manchmal noch schlimmer, weil respektloser. Die Bewohner wurden geduzt und abends ins Bett geschickt wie Fünfjährige.

„Dann bis morgen früh Frau Brendel. Ich hole Sie um neun ab.“

Die Tür ging zu und eine wohltuende Stille breitete sich im Zimmer aus.

Der neue Kunde fragt per Mail nach, wann er das Angebot bekommt. Das hatte ich ihm zeitnah zugesagt. Ich schreibe das auf meinem Laptop grob zusammen und sende es ihm mit dem Versprechen, dass er den Rohentwurf in spätestens drei Tagen bekommt. Mir ist ein Rätsel, wie ich das machen soll. Ich hatte das verdrängt, dabei war das der Grund, warum ich jetzt überhaupt hier bin.

Ich machte mir über Spotify *Flying* von *UFO* an, legte mich auf das Hotelbett und erinnerte mich an die Ausbildung im Studio. Das war eine schöne Zeit, ich habe mich immer auf die Arbeit gefreut, sie gar nicht als Arbeit empfunden. In unserem Team gab es die Vereinbarung, dass wir bis mittags WDR 2 hörten und nach der Pause WDR 4. Zu der Zeit liefen dort Schlager, wir nannten ihn den Handwerker-Sender. Interessant, welche Details einem einfallen, die 30 Jahre her sind. Warum fiel mir das jetzt ein? Es gab vieles in der Ausbildung, an das ich mich gern erinnerte. In den Pausen musste ich manchmal den Frühstücksraum verlassen, weil ich vor Lachen nicht mehr konnte. Der Studioteiler hätte heute bei einem Privatsender als Komiker Karriere machen können. Bevor ich völlig in Nostalgie versinke, gehe ich aus dem Hotel und überlege, wie ich jetzt weitermache. Heute bleibe ich noch und morgen beim Frühstück entscheide ich, ob ich fahre oder nicht. Den Rohentwurf für den Kunden kann ich auch schnell hier zusammenbauen, zuhause im Büro würde ich es schließlich nicht anders machen. Es war sowieso immer das Gleiche, deshalb fand ich meine Arbeit

mittlerweile so langweilig. Alle wollten Mainstream, bloß nicht mal was anderes machen. Am besten so wie der Mitbewerber, dann konnte es ja nicht falsch sein. Ich dachte dann an ein Stück von Herwig Mitteregger: *Kein Mut – Kein Mädchen*. Wenn man sich nichts traut, wird man auch nichts erreichen. Vielleicht ist das der Grund, warum ich noch hierbleiben will. Ich bin hier noch nicht ganz fertig, ich weiß nur noch nicht womit.

„Olof Palme ist ermordet worden,“ sagte ich, um die Stille zu durchbrechen. Besonders sensibel war das nicht.

„Er ist mitten in Stockholm erschossen worden. Ein Täter ist noch nicht gefasst worden.“

Sie sah mich an, irgendetwas an der Meldung hatte sie scheinbar angetriggert.

„Politik interessiert mich nicht,“ sagte sie.

„Er hatte einen anderen Blick auf die Welt als die meisten anderen Staatschefs,“ sagte ich altklug daher. „Deshalb wurde er in Schweden auch von den Konservativen angefeindet.“

Ich hatte einen Kommentar im Radio über Palmes Ermordung und seinen Werdegang gehört. Er wollte echte Veränderungen, im sozialen Bereich oder in der Gleichstellung von Frauen. In den Siebzigern gab es den Anschlag auf die deutsche Botschaft in Stockholm. Daran erinnerte ich mich jetzt. Die RAF wollte die einsitzenden Terroristen in Stammheim freipressen. Ich war noch jung, aber diese ganze RAF-Thematik interessierte mich, dadurch bekam ich auch andere Nachrichten mit. Alles hing zusammen. Ich glaube, dass viele junge Leute durch den *Deutschen Herbst*, wie er genannt wurde, auf Missstände aufmerksam wurden, die vorher nicht in ihrem Bewusstsein waren. Es ging nicht nur um Wohlstand, sondern auch um andere Werte. Die Politik und die Wirtschaft hatte sich von der Lebenswirklichkeit und den Wünschen der jungen Leute abgekoppelt. Der Preis dafür war mit den vielen Ermordeten natürlich viel zu hoch.

„Ich brauche meine Schreibmaschine und einige Unterlagen. Kannst du mir das holen?“ fragte sie mich. Themenwechsel.

„Ja sicher, mache ich.“

„Die grüne Erika. Nicht die Olivetti. Unter dem Schreibtisch steht der Deckel, dann kann man sie leicht tragen.“

Mit Koffern kannte ich mich jetzt aus, da war ich Fachmann.

„Ich brauche einen Stift und Papier, dann schreibe ich dir ganz genau auf, was ich brauche. Und du wirst in meiner Wohnung nichts anrühren und nicht herumschnüffeln.“

„Was schreiben Sie denn, ist das Ihre Arbeit?“ Ich wagte mich scheinbar weit heraus.

„Das geht dich nichts an!“ giftete sie zurück.

Sie merkte, dass sie zu schroff reagiert hatte. Wenn ich ihr helfen sollte, könnte sie schon etwas netter sein. Ich musste das alles nicht machen. Das Geld für die Zigaretten (und den Traubensaft) hatte sie wohl auch vergessen.

Sie ruderte zurück. „Sorry, ich erzähle es dir, aber nicht jetzt.“

Ich ging zum Schwesternzimmer und besorgte einen Block und einen Kugelschreiber. Mir fiel ein, dass ich zweimal eine Art Kurier von einem Verlag vor dem Haus gesehen hatte. Er parkte immer in der zweiten Reihe und das löste Beschimpfungen und hupen der Autofahrer aus, die nicht an ihm vorbeikamen. Er hatte bei ihr geklingelt.

„Was ist denn mit Ihrer Krankenversicherung? Muss das nicht auch geklärt werden?“ fragte ich sie, als ich wieder im Zimmer war.

„Das schreibe ich dir auch auf.“

In ihrer Wohnung war seit ihrem Sturz natürlich alles unverändert. Es war ihr schwer gefallen, mir den Schlüssel zu geben und sie musste nicht extra betonen, dass ich nicht herumschnüffeln sollte. Wofür hielt sie mich. Andererseits war ihre Wohnung so anders als andere, dass ich mich sehr vorsichtig umsah. Das hatte mit schnüffeln nichts zu tun. Ich zog die Vorhänge ein kleines Stück auf, öffnete ein Fenster, um frische Luft hereinzulassen. Es stank schlimm nach altem, kaltem Rauch. Draußen war es schon dunkel, ich wollte das Licht anschalten, aber es gab keine Deckenleuchte. Es kamen nur die nackten Kabel mit einer Lüsterklemme aus der Decke. Zum Glück ging die Schreibtischleuchte, nicht sehr hell, aber immerhin. Hier stand auch die grüne Erika, Modell E100, im schicken DDR-Design.

Sie hatte aufgeschrieben, welche Ordner und Unterlagen sie brauchte und wo sie ungefähr standen oder lagen. Während ich suchte, warf ich einen vorsichtigen Blick in die anderen Räume. Die Türen standen auf, das Schlafzimmer sah genauso aus wie das Wohnzimmer, oder wie man den Raum nennen wollte, in dem ich mich befand. Regale bis zur Decke, Kartons, und keine Deckenleuchte. Das Bett wollte ich gar nicht sehen. Auf die andere Schreibmaschine durfte ich keinen Blick werfen, das hatte sie ausdrücklich betont. Natürlich hatte ich ihr nicht erzählt, dass ich einen Halbsatz auf dem eingespannten Blatt gelesen hatte. Ich tat ihr und mir den Gefallen und ignorierte die Maschine. Auf den Ordnern stand M_W_2546 und M_W_2586. Dann brauchte ich noch den

Umschlag aus der Schreibtischschublade. Als ich ihn herausnahm, sah ich die Ecke eines Fotos auftauchen. Ich bin auch nur ein Mensch und der Mensch ist von Natur aus neugierig. Es war auch keine Neugier, sondern Interesse, das ist etwas anderes. Auf dem Schwarz-Weiß-Foto waren zwei Mädchen, bestimmt Zwillinge. Sie lachten in die Kamera. Zum Glück hatten sie nicht das Gleiche an. Mir taten immer Zwillinge leid, die in den gleichen Klamotten rumlaufen mussten. Das Foto war einige Jahre alt, ich schätzte es auf 1970. Das bedeutete, dass die beiden ungefähr so alt waren wie ich, vielleicht etwas jünger. Es gab keinen Hinweis, wer die beiden waren, und ich wollte jetzt nicht doch noch anfangen herumzuschnüffeln. Wahrscheinlich waren es Nichten oder Nachbarskinder. Warum machte ich mir jetzt so viele Gedanken darum? Durch ihr Verhalten weckte Frau Brendel natürlich die Neugier in mir, und diese Wohnung war wie eine Höhle, in der man unendlich viel entdecken konnte. Ich packte die Ordner und Umschläge in eine Tasche, die ich mitgebracht hatte, schloss den Schreibmaschinenkoffer und verließ die Wohnung.

„Ich schreibe Gebrauchsanweisungen“, sagte sie.

Ich hatte sie gefragt und sie hatte geantwortet.

„Für Hausgeräte. Die hier sind für Waschmaschinen. Ich muss unbedingt die Abgabetermine einhalten.“

Das war ernüchternd. Ich weiß nicht, was ich erwartet hatte, aber ein bisschen mehr schon. Die Wohnung hatte etwas Geheimnisvolles, meine Fantasie hatte eine ganz andere Richtung eingeschlagen. Eine Schriftstellerin, losgelöst von der normalen Welt, die nächtelang mit Zigaretten, Kaffee und ihrer Schreibmaschine Weltliteratur schreibt. Irgendwas zwischen Simone de Beauvoir und Virginia Woolf. Von beiden hatte ich nichts gelesen, aber die Namen klangen gut und ich gab mich dem Klischee hin, dass sie so gelebt und geschrieben haben. Und sie schrieb Gebrauchsanweisungen. Für Waschmaschinen.

Sie sah mir wohl die Enttäuschung an, ging aber nicht darauf ein.

„Ich muss jetzt schreiben. Kannst du das morgen abholen? Der Kurier kommt übermorgen.“

Beim Mittagessen im Altenheim fragte Frau Wilson, was ich nach dem Zivildienst machen würde.

„Gut, dass Sie fragen. Ich möchte gern in der kommenden Woche drei Tage frei haben, zum Probearbeiten. Wäre das möglich? Dafür gibt es Dienstbefreiung, quasi als Berufsvorbereitungsmaßnahme. Mit Karl Krüger habe ich das schon abgestimmt. Er übernimmt dann die Routinen.“

„Wenn das so ist. Eigentlich werde ich als Erste gefragt.“

Jetzt war sie eingeschnappt.

„Die braucht mal richtig was vor die Buchse, die hatte schon seit Jahren keinen Kerl“, war Karls Kommentar. „Mach dir keine Gedanken, du bist doch sowieso bald weg. Ich habe am Wochenende zwei Kaninchen geschlachtet. Möchtest du eins?“

„Ich kann nicht kochen. Ich wüsste gar nicht, wie man das zubereitet.“

„Alles halb so wild, ich erkläre es dir.“

„Dieses Geklapper macht hier alle wahnsinnig“, sagte die Stationsschwester zu mir als ich am nächsten Tag ins Krankenhaus kam. Jetzt wirkte sie gar nicht fröhlich. „Das geht den ganzen Tag so, schon seit heute morgen. Und für die Reha-Übungen hätte sie keine Zeit.“

„Sie muss ihre Arbeit machen, Abgabetermin und so. Sie kann sich nicht einfach krankmelden“, antwortete ich.

Ich erappte mich dabei, dass ich sie verteidigte. Mich nervte aber auch, dass diese Schwestern am liebsten ruhiggestellte Patienten hatten, die gehorchten wie Kinder. Jetzt war da jemand, der einfach etwas anders war, und schon sah man das ganze System bedroht.

Sie schaute kurz hoch als ich ins Zimmer kam, tippte aber sofort weiter. Die Maschine machte einen Höllenlärm. Die kahlen Wände und die hohe Decke verstärkten das Aufschlagen der Typen auf das Papier zu einem Peitschenknall. Und weil sie mit Hochgeschwindigkeit tippte, entwickelte sich eine Orgie aus Krach. Sie schien das weder zu hören noch zu stören. Ich winkte ihr zu und machte eine Handbewegung, die ihr signalisieren sollte, kurz aufzuhören.

„Was?“ fragte sie.

„Die Maschine ist ziemlich laut.“, sagte ich vorsichtig. „Das hier ist ein Krankenhaus und einige Leute fühlen sich gestört. Können Sie das nicht handschriftlich schreiben?“

„Das geht nicht.“

„Warum nicht?“ Man musste ihr jedes Wort aus der Nase ziehen.

„Die übernehmen das in ihren Computer. Ich habe das nicht verstanden, aber es ist so. Handschriftlich funktioniert das nicht.“

„Kann das nicht da jemand abtippen?“

„Der Deal ist: Ich bekomme ein Stichwortmanuskript, das von einem Techniker geschrieben wird. Ich formuliere die Gebrauchsanweisung und tippe es direkt. Ich kann da keine Diskussion anfangen, dann machen sie es gleich selbst. Ich brauche den Job.“

Das waren mehrere Sätze hintereinander, und sie sah mich dabei an. Eine neue Erfahrung.

„Die nehmen Ihnen die Maschine weg, wenn Sie weiter so einen Lärm machen. Außerdem haben die mitbekommen, dass Sie heimlich am Fenster rauchen.“

Keine Antwort. Sie schaute auf die Wand gegenüber dem Bett. Ich kämpfte mit mir. Fast hätte ich ihr einen Vorschlag gemacht, dachte dann aber: Ich warte mal ab, ob was von ihr kommt. Sie sah mich noch einmal an, dann wieder die Wand. Als sie so da lag, tat sie mir leid. Sie war bestimmt mal eine ganz starke Frau, voller Kraft und Energie. Und jetzt war sie ausgebremst. Es musste auf diesen Unfall hinauslaufen, um eine Veränderung zu erzwingen. Warum ich das tat weiß ich nicht, oder vielleicht wusste ich es doch. Es war wie ein kleiner Funke innerer Übereinkunft. Ich mochte sie, auch wenn sie mich bisher nicht besonders nett behandelt hatte. Sie strahlte etwas aus, nach dem ich suchte, das mich anzog.

„Sie schreiben die Gebrauchsanweisungen jetzt dem mit Kugelschreiber, ich nehme das dann mit und tippe es ab. Ich schreibe nicht so schnell wie Sie, aber es ist morgen fertig und der Kurier kann es abholen.“

Sie nahm das Papier aus der Schreibmaschine und schrieb los. Ich saß da, sah ihr zu, wie sie konzentriert Satz für Satz aufs Papier brachte. Eine Stunde später war sie fertig. Ich nahm die Maschine und die Seiten, die sie geschrieben hatte, und wollte gehen.

„Der Kurier kommt morgen Nachmittag um vier.“

„Ok, das kriege ich hin“, antwortete ich. Mir war ein Rätsel, wie ich das hinbekommen wollte. Ich konnte mit maximal zwei Fingern schreiben und musste jede Taste suchen. Während des Studiums hatte ich an einer Tastatur gesessen und versucht, in FORTRAN 77 zu programmieren. Die Betonung liegt auf „versucht“. Das war schon anstrengend, und da ging es nicht um Mengentext wie hier.

An der Tür sah ich noch einmal zu ihr. Sie sagte leise „Danke“.

„Streich den Rundhorizont, und dann das Gebläse davor. Wir fangen gleich an mit Freistellern.“ Ich sollte Bernd, einem Fotografen, der vor kurzer Zeit seine Prüfung abgelegt hatte, helfen. Sein „Assi“ hatte sich krankgemeldet.

„Das war ein Witz. Du glaubst doch wohl nicht, dass ich als gerade Ausgelernter einen Assi bekomme, ich war vor drei Monaten noch selbst einer.“

Er war im gleichen Alter wie ich und ein netter Kerl. Ein bisschen aufgeregt, als würde ihn jemand treiben. Ich nahm also die Rolle und strich. Das war etwas, dass ich nicht mehr lernen musste. Dann fotografierten wir den ganzen Tag Servierwagen, Blumenbänke, Stühle und Tische für einen Versandkatalog, genau gesagt für den Otto-Katalog. Am nächsten Tag das gleiche. Besonders kreativ war das nicht. Aber ich lernte, was Licht auf einem Objekt macht. Die drei sichtbaren Seiten mussten unterschiedlich hell sein, es durfte keine starken Reflexe geben. Man musste die Basis beherrschen, erst dann wurde man an die spannenden Objekte herangelassen.

„Da müssen alle durch“, sagte Bernd. „Lass dich davon nicht abschrecken.“

Am dritten Tag schlurfte Herr Reiter ins Studio. Er murmelte „Guten Morgen“, kraulte sich dabei am Bart und fragte dann: „Na Bernd, wie macht er sich?“

„Gut, kann man brauchen.“

„Dann gib doch der Eva im Büro deine Personalien und was man so braucht. Am 1. August kannst du anfangen. Deine Mappe hat mir gefallen.“

Ich konnte mein Glück kaum fassen, es hatte geklappt. Er schlurfte wieder aus dem Studio und kratzte sich dabei genüsslich am Hintern.

Abends tippte ich wieder für Frau Brendel. Gebrauchsanweisungen für Geschirrspüler und Wäschetrockner. Ich setzte mich einfach in ihre Wohnung und schrieb dort, das fühlte sich authentischer an. Irgendwann übermannte mich dann doch die Neugier und ich schaute in einen Karton. Da war aber das gleiche Zeug wie in den Regalen. Bücher über Bücher, alte Ausgaben vom Spiegel, die Titel fast alle in Schwarz-Weiß. Abgegriffene konkret-Zeitschriften, davon hatte ich nur gehört, gelesen hatte ich die nie. In einer Ecke fand ich eine völlig zerlesene Ausgabe von *Moby Dick*. Ich hatte als Jugendlicher immer wieder in dem Buch gelesen, es aber nie bis zum Ende geschafft. Ich las den ersten Absatz:

Nennt mich Ismael und lasst euch erzählen, in welches Abenteuer ich mich vor einigen Jahren stürzte: Es begann wie üblich – mit Trübsinn und Novemberlaune. Ich ertappte mich mal wieder dabei, wie ich vor Sarggeschäften stehenblieb und hinter jedem Leichenzug hertrottete, der meinen Weg kreuzte. Das war ein Alarmzeichen! Ich kannte das von früher. Ich wusste, dass ich nun schnellstens etwas in meinem Leben verändern musste. Sonst würde ich unweigerlich auf den erstbesten, der mir auf der Straße begegnete, zugehen und ihm den Hut vom Kopf schlagen. Und dem zweitbesten würde es nicht anders ergehen.

Doch soweit ließ ich es in der Regel nicht kommen. Stattdessen ließ ich mich dorthin treiben, wohin es seit Urzeiten die Menschen zieht: ans Meer.

Auf vielen Seiten gab es Unterstreichungen, die aber für mich keinen Sinn ergaben. Ich legte es vorsichtig zurück, nahm es aber wieder heraus und las einige Seiten. Beim Lesen sah ich die Bilder des Films von John Huston vor mir, wie Ismael in seiner Hängematte liegt und das gleichmäßige Auftreten des Holzbeins von Kapitän Ahab hört.

In zwei Tagen sollte Frau Brendel aus dem Krankenhaus entlassen werden. Sie hatte telefoniert und das Problem mit ihrer Krankenkasse, wenn sie denn eins hatte, lösen können. Rauchen konnte sie jetzt vor der Tür. Sie hatte tatsächlich die täglichen Reha-Übungen gemacht und war wieder ganz gut auf den Beinen. Dann würde ich wieder meiner normalen Tagesroutine nachgehen. Ich war mir nicht sicher, ob mir das so gut gefiel.

„Ja, Schwester Anna arbeitet noch hier, was möchten Sie denn von ihr?“

Als ich vor zwei Tagen am Altenheim vorbeiging, stand die Pflegerin am Fenster, ich habe immer wieder dieses Bild vor Augen. Dann fiel mir Schwester Anna ein, das konnte nur sie gewesen sein.

Vielleicht ist es Blödsinn, aber ich gehe einfach rein und frage nach ihr.

„Vor etwa 30 Jahren habe ich hier Zivildienst gemacht, daher kenne ich sie. Ich habe mich mehrmals gut mit ihr unterhalten. Sie erinnert sich bestimmt an mich.“

„Morgen hat sie Frühdienst. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen, aus Datenschutzgründen. Eigentlich hätte ich Ihnen nicht einmal das sagen dürfen. Wir sagen aber schon lange nicht mehr Schwester, sie ist Pflegefachkraft. Ich werde sie fragen, ob sie dann einen Moment Zeit für sie hat.“

„Ich danke Ihnen sehr. Ich sage es auch nicht weiter. Morgen früh frage ich noch einmal nach.“

Ich hoffe, dass sie sich überhaupt an mich erinnert. Es ist länger her, als ich damals alt war. Die Frage ist auch, warum ich sie überhaupt sehen oder sprechen möchte. Keine Ahnung. Oder doch? Die Zeit meines Zivildienstes und was damals passierte beschäftigt mich heute noch. Dann denke ich an Karl, den Hausmeister mit dem schwachen Herzen, an Frau Wilson mit ihrer Bienenkorbfrisur. Ich denke an meine Bewerbung und meine Ausbildung im Studio.

Und ich denke an Frau Brendel, meine Nachbarin, die so völlig anders war als andere Menschen.

Am nächsten Morgen stehe ich wieder am Empfang im Seniorenzentrum, wie man heute sagte. Manche Einrichtungen nennen sich sogar Seniorenresidenz, die sind wahrscheinlich einfach teurer. Man kann auch alles übertreiben.

„Ich rufe sie an und frage, ob sie einen Moment Zeit hat“, sagt die nette Dame am Empfang. Ich sehe auf ihrem Namensschild, dass sie ehrenamtlich hier arbeitet. Ich setz mich auf eine gepolsterte Bank und warte. Nach einigen Minuten macht der Fahrstuhl *Ping* und dann schaut sie mich an. Sie lacht und sagt: „Na, wen haben wir denn da?“ Ihr strahlendes Lachen ist das gleiche geblieben.

„Ich möchte nicht aufdringlich sein, aber ich habe Sie vor ein paar Tagen oben am Fenster stehen sehen, und da dachte ich, ich sage mal Hallo.“

„Du musst mich doch nicht siezen, wir sind doch praktisch alte Kollegen“, sagt sie lachend und drückt mich einfach.

Ich bin überrumpelt, damit habe ich nicht gerechnet.

„Komm, wir setzen uns. Ich habe einen Moment Zeit. Was machst du denn jetzt, und was hast du die ganzen Jahre gemacht?“

Ich erzähle ihr von meiner Ausbildung damals hier ganz in der Nähe, und dass ich mich dann irgendwann selbständig gemacht hatte. Geheiratet, zwei Kinder, die Scheidung, alleinerziehend, immer viel Arbeit. Arbeit als Weg, sozusagen.

Sie erzählte von sich. Auch Kinder, Trennung und auch viel Arbeit.

„Aber sag mal, du hattest doch damals diese verrückte Nachbarin, die Frau Brendel.“

„Wieso erinnerst du dich an den Namen meiner Nachbarin von vor 30 Jahren?“

„Sie ist auf meiner Station, du weißt doch, Station 3. Schon seit einigen Jahren. Als sie zu uns kam hatte sie noch ein paar klare Momente, aber die Demenz wurde schlimmer. Heute gibt es natürlich viel bessere therapeutische Ansätze, um die Krankheit zu verzögern, aber aufhalten kann man sie nicht. Und mehr Zeit für die Bewohner haben wir heute auch nicht, eigentlich noch weniger.“

Die beiden letzten Sätze habe ich kaum mitbekommen. Ruth Brendel ist hier im Seniorenheim.

„Du hast ihr doch damals geholfen. Hatte sie nicht einen Unfall?“

„Ja, sie ist die Treppe hinuntergestürzt und war dann im Krankenhaus. Ich habe ihr mit dem Schreiben geholfen, damit sie nicht ihren Job verliert.“

„Sie hat Alzheimer. Sie schaut einen manchmal an, da kann man Angst bekommen. In ihrem Kopf scheint noch viel zu funktionieren, aber sie hat Probleme mit dem Sprechen. Oh Mist, ich darf dir das gar nicht erzählen, du bist kein Verwandter.“

„Ich verrate niemandem etwas.“, sage ich und schaue sie an. „Damals hatte ich ihr erzählt, dass ich hier meinen Zivildienst machte. Vielleicht war das ein Grund für sie, hierhin zu kommen.“

Es gab meines Wissens keine Verwandtschaft, mit der sie Kontakt hatte. Da hat sie immer ein großes Geheimnis raus gemacht.“

„Ich könnte sie fragen, ob sie dich sehen will. Die alten Leute wissen nicht mehr, was sie heute Mittag gegessen haben, aber was vor 30 Jahren war, das wissen sie noch ganz genau. Sie wird sich bestimmt an dich erinnern.“

Ich denke nach.

„Gib mir einen Moment zum Nachdanken.“

„Klar, auch zwei.“

„Ok, frag sie. Ich gebe dir meine Handynummer. Schickst du mir eine Nachricht, wenn du sie gefragt hast?“

„Sicher“, sagt sie, „schön, dass du hier bist.“

Sie drückt mich und ist im Aufzug verschwunden.

Teil 3

25

Das Taxi hielt direkt vor der Tür. Ich holte ihre Sachen aus dem Kofferraum, es waren nicht viele. Sie hatte mir genaue Anweisungen gegeben, was ich aus ihrer Wohnung holen sollte. Ich hatte alles in eine blaue Ikea-Tüte gepackt und ihr ins Krankenhaus gebracht. Der Taxifahrer stieg nicht einmal aus, er hatte wohl Vertrauen, dass ich das allein schaffen würde.

Sie konnte und sollte auch schon wieder Treppensteigen, aber ich merkte, dass sie etwas unsicher war.

„Ich bin direkt hinter Ihnen, es kann nichts passieren.“

Sie murmelte sich irgendwas zusammen. Vor ihrer Wohnung gab ich ihr ihren Schlüssel zurück. Ich hatte nichts von ihr erwartet und genau so war es. Sie schloss auf, ging hinein, beim Schließen der Tür quälte sie sich ein kurzes „Danke“ heraus, und das war es. Ich stand da und fragte mich, was in ihrem Leben passiert war, dass sie sich so verhielt. Irgendwas musste da völlig schiefgelaufen sein. In meiner Wohnung setzte ich mich in die Küche, sah aus dem Fenster und war von der Situation enttäuscht. Ich hatte nicht erwartet, dass sie mich zu Kaffee und Kuchen einlädt, aber das war einfach nicht in Ordnung. Später ging ich ins *Milestones*. Hier war ich seit Wochen nicht gewesen, ich hatte die Abende an der Schreibmaschine verbracht. Ich hatte eine Verantwortung übernommen, zu der ich nicht verpflichtet war. Verantwortung war vielleicht nicht das richtige Wort, aber ich empfand es so, und ich hatte

es gerne gemacht. Nach einigen Bieren schlug meine Enttäuschung in Wut um, aber dann kam mein Zivi-Kollege aus dem Krankenhaus und ich erzählte ihm, dass ich im Sommer die Ausbildung im Studio beginnen würde.

„Habe ich es dir nicht gesagt? Da hatte ich keine Zweifel.“

Ich fragte ihn über das Studio und die Ausbildung aus, und es tat gut, darüber zu reden und Frau Brendel vorübergehend aus meinem Kopf zu bekommen. In den nächsten Tagen dachte ich nur kurz an sie, wenn ich an ihrer Tür vorbeiging und das Klappern der Schreibmaschine hörte, oder den Rauch ihrer Zigaretten roch, der unter der Tür durch auf den Flur kroch. Manchmal sah ich am frühen Morgen den mobilen Reha-Dienst zu ihr kommen. Das machte sie wenigstens.

Fegen war immer gut, um die Gedanken zu sortieren. Vor dem Haupteingang lagen zum Glück die ersten Frühjahrsblüten. Viele Jahre später, als ich ein eigenes Studio hatte und ein Kunde Stress machte oder nicht zahlte, nahm ich einen Besen und fegte. Alles bekam eine neue, saubere Struktur. Es war wie beim Streichen von Wänden. Das Alte, Darunterliegende wurde durch gleichmäßige Bewegungen überdeckt. So entstand eine klare, saubere Fläche, die wieder mit neuem Leben gefüllt werden konnte.

Irgendwann stand Karl neben mir, seine Hände in den Taschen, und schaute mir zu.

„Was ist los mit dir?“ fragte er.

Sollte ich ihm das alles erzählen?

„Ich habe gerade eine ganz neue Erfahrung gemacht. Wenn man jemandem hilft, bekommt man nicht unbedingt den entsprechenden Dank dafür zurück.“

„Ich weiß zwar nicht, worum es geht, aber vielleicht dauert es noch ein bisschen. Nun mal nicht so viel jugendliche Ungeduld.“

Er grinste mich an. Zum Glück gab er keine weiteren Lebensweisheiten von sich.

„Und nutz den Besen nicht so stark ab, den brauchen wir noch.“

Der Kasten Bier auf dem Gepäckträger wackelte gefährlich, aber ich brachte ihn unfallfrei nach Hause. Wenn meine Eltern zurückkamen, sollte mein Vater nicht vor einer leeren Kiste stehen. Im letzten Jahr gab es deshalb richtig Ärger. Mit der Schule war ich durch, dort gab es jetzt nur noch „schaulaufen“. Meine Fünf in Englisch hatte ich durch Eigeninitiative und etwas Wohlwollen der Lehrerin in eine Vier umwandeln können. Ein Abschlusszeugnis mit einer Fünf war auch mir zu viel. Ich hatte Texte von *Genesis* mit dem Tageslichtprojektor an die Leinwand projiziert, die Platte dazu abgespielt und anschließend haben wir die Stücke übersetzt und besprochen. Peter Gabriel hätte seine Freude gehabt.

Öffentlicher Dienst wäre doch gut, hatte meine Mutter gesagt. Das Problem war, dass mir nichts Besseres einfiel. Eltern wollen immer was Sicheres für ihre Kinder. Wollen sie die Sicherheit für sich oder für mich? Ich wusste einfach nicht, was ich nach der Schule machen sollte.

Tomorrow is another day dachte ich, und machte mir ein Bier auf. Mein Cousin hatte mir *UFO2: Flying* geliehen. *One our space rock*, das stand ernsthaft auf dem Cover. Dazu hätte ich eigentlich eine Tüte rauchen sollen, statt ein Bier zu trinken. Aber die Musik allein reichte auch für einen Rausch. Das war wirklich abgefahren.

Ich hatte die Tageszeitung mit in mein Zimmer genommen. Die Terroristen in Stammheim waren zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Einige Wochen zuvor hatte das „Kommando Ulrike Meinhof“ Generalbundesanwalt Buback und seine Fahrer erschossen.

Die drehten jetzt wirklich durch. Auf Sympathie aus der Bevölkerung konnten sie jetzt nicht mehr hoffen. Und wohin dieser „Anti-imperialistische Kampf“ führen sollte war mir ein Rätsel. Trotzdem las ich alles, was ich über sie in die Finger bekam. Der Prozess in Stammheim war wohl auch zermürend für alle Teilnehmer. Wenn es nicht so ernst gewesen wäre, hätte man die Verhandlung für ein schlechtes Theaterstück mit unendlicher Überlänge halten können. Nach und nach ließ die Berichterstattung vom Prozess nach. Weder der Presse noch die Öffentlichkeit wollte sich das antun.

Abends wollten wir uns mit ein paar Freunden treffen, um unseren Urlaub in den Sommerferien zu planen. Mit zwei VW-Käfern an die französische Atlantikküste. Wir wussten nicht genau wohin, aber in die Nähe der großen Düne. Die Mutter eines Freundes hatte eine Dosenmaschine. Sie kochte uns Chili con Carne und mit der Maschine konnte man das Zeug dann sozusagen „eindosen“. Das sparte eine Menge Geld. Heute Abend wollten wir probeessen. Die Idee war gut, aber die Folgen im Urlaub waren verheerend. Wenn man sich fast nur von Chili con Carne ernährt, und dann bei über 30 Grad im Käfer durch Frankreich fährt, ist das nicht schön. Außerdem hatten sich in einigen Dosen wohl Keime gebildet, die sind im Kofferraum regelrecht explodiert. Wir hörten nur einen dumpfen Knall und sahen, wie das Zeug während der Fahrt vorne durch die Ritzen kam. Das war eine echte Sauerei. Mein Bier war mittlerweile warm, *UFO* waren wieder gelandet. Es wurde Zeit. Ich zog meine neue Levi's an, nahm einen Schwung Brut 33 Deo und fuhr los.

27

Ich hatte den Zettel beim Reinkommen gar nicht bemerkt. Als ich ins Badezimmer ging sah ich ihn im Augenwinkel. Mir hatte noch nie jemand einen Zettel unter der Tür hergeschoben. Wow, wie im Film.

donnerstag 18.00 uhr

ruth brendel

Es war drei Wochen her, seit sie aus dem Krankenhaus entlassen wurde. Die Rückseite deszettels war leer. Ich wertete das mal als Einladung. Aber Blumen würde ich ihr nicht mitbringen. Jetzt viel mir ein, dass ich ihr ins Krankenhaus auch nie Blumen mitgebracht hatte. Wahrscheinlich war sie deshalb so kratzbürstig. Nein, sie war nicht der Blumentyp.

Ich nahm den Zettel, schrieb „OK“ auf die Rückseite, ging ein Stockwerk runter und schob ihn auch unter der Tür durch. Ich hörte nichts, roch nur die Roth Händle. Dann wartete ich einen Moment, es passierte aber nichts. Heute war Dienstag, ein guter Tag für das *Milestones*. Nach ein paar Bier ging ich zum Pinkeln. Auf dem Klo waren die Wände vollgekratzelt wie in jeder Kneipe. Ich fragte mich immer, wann und wie die Leute das machten. Ich musste mich auf meine Aufgabe hier konzentrieren und konnte nicht nebenbei noch schreiben. Ein Spruch fiel mir ins Auge: „Erst Buback, Ponto, Schleyer, der nächste ist ein Bayer.“ Nicht schlecht.

Später konnte ich nicht einschlafen, ich dachte an Donnerstag. Wenn ein Auto durch die Viktoriastraße fuhr, zog eine Licht-

Schatten-Struktur über die Decke. Als Kind hatte ich das auch immer gesehen, wir wohnten an einer stark befahrenen Bundesstraße. Mir fiel auf, dass an der Decke Flecken waren. Wie kommen Flecken an eine Decke? Ich hätte auch bei ihr klingeln oder klopfen können und sie einfach fragen, ob das eine Einladung oder ein neuer Auftrag zum Tippen war. Ich drehte mich mit meinen Gedanken immer wieder im Kreis. Das konnte ich gut. Als ich so dalag spürte ich plötzlich einen Körper neben mir. Ich drehte meinen Kopf nach links und da lag sie. Sie schaute mich mit ihren dunklen, fast schwarzen Augen an. Nur ganz kurz konnte ich sie erkennen, als wieder ein Auto vorbeifuhr. Ich sah sie auch an, als wäre es das normalste der Welt, dass sie in meinem Bett lag. Sie war viel jünger, aber sie war es ganz eindeutig. Sie lächelte mich an. Ich wollte etwas sagen, bekam aber keinen Ton raus. Das ging eine ganze Weile so, sie lächelte und ich versuchte, etwas zu sagen. Dann merkte ich, dass ich ganz dringend pinkeln musste. Ich öffnete die Augen, sprang aus dem Bett und schaffte es gerade noch aufs Klo. Natürlich war ich allein im Bett.

In ihrer Küche wurde wohl nicht gekocht, außer Kaffee. Sie schien sich nur von Kaffee und Roth Händle zu ernähren. Wir saßen am Küchentisch, ein echter Klassiker mit Stahlrohrbeinen und Resopalplatte, fein kariert. Die Stühle im gleichen Design. Schick.

„Milch habe ich vergessen einzukaufen“, sagte sie.

„Kein Problem, ich trinke am liebsten schwarz.“

„Zucker?“

„Nein danke.“

Sie setzte sich mir gegenüber, zog an ihrer Zigarette und sah mich lange an. Sie war bestimmt einmal eine sehr attraktive Frau. Nur ihre graue Haut war nicht schön. Kein Wunder bei der Ernährung und der ständigen Qualmerei. Wir saßen da, keiner sagte etwas. Erstaunlicherweise nervte mich das gar nicht, im Gegenteil, die Situation hatte etwas sehr Friedliches. Wenn sie aufstand, um Kaffee nachzuschicken, merkte man, dass sie noch nicht wieder richtig laufen konnte.

„Ich möchte mich für deine Hilfe bedanken. Ich weiß, das hätte ich schon lange machen sollen, aber ich meine es ehrlich. Ohne dich wäre ich wahrscheinlich meine Arbeit los.“

Ich sah sie an, sagte aber nichts. Sie meinte es wirklich ehrlich, das konnte ich an ihren Augen sehen und wie sie mich ansah. Mir fiel plötzlich ein, dass sie älter als meine Mutter war, genau drei Jahre. Ihr Geburtsdatum hatte ich auf der Akte gesehen, als mich die Verwaltungsangestellte im Krankenhaus ansprach. Aber sie wirkte trotz ihres Alters wie aus einer anderen, jüngeren Generation. Meine Mutter wollte immer eine Küche aus rustikaler Eiche und mein Vater musste in unser neu gebautes Haus einen Rundbogen einbauen. Das war so unglaublich spießig. An Frau Brendel war nichts spießig, sie schien aus einer anderen Welt zu kommen. Ich fand sie toll, da machte mir auch ihre Ruppigkeit nichts aus.

Ich erzählte ihr, dass ich Zivildienst machte und dass ich es ganz schön fand, mit den alten Leuten zu reden und im Gegensatz zu den anderen Schwestern und Pflegern Zeit für sie zu haben. Ich redete und redete und sie saß da und hörte zu. Vielleicht war sie

auch in ihren eigenen Gedanken. Von Zeit zu Zeit stand sie auf, holte ihre Zigaretten, zündete sich eine an, setzte sich wieder, lehnte sich an und blies den Rauch langsam in den Raum. Bevor sie sich zurück an den Tisch setzte, legte sie die Schachtel wieder auf die Arbeitsplatte. Das Rauchen war für sie Leidenschaft, kein Laster. Man konnte ihr dabei zusehen wie einem Film. Das Ritual des Aufstehens und Setzens schien wichtig für sie zu sein. Es wäre einfacher gewesen, die Schachtel einfach auf dem Tisch liegen zu lassen, aber das wäre der Bedeutung des Moments nicht gerecht geworden. Ich wollte sie auch nicht beim Rauchen stören, fand aber auch, dass wir nun lange genug geschwiegen hatten.

„Machen Sie das schon lange, das mit den Gebrauchsanweisungen?“, fragte ich sie.

Sie schaute erst mich an, dann einen unbestimmten Punkt irgendwo im Raum.

„Einige Jahre.“

„Und sonst, schreiben Sie auch noch was anderes?“

„Früher habe ich viel geschrieben. Heute versuche ich eher, es zu vermeiden.“

Dann kehrte wieder Stille ein. Sie rauchte und ich sah ihr dabei zu. Draußen war es bereits dunkel geworden.

„Und wo machst du deinen Zivildienst?“

Ich beschrieb ihr, wo das Altenheim war, und das ich zu Fuß hingehen konnte. Auch, dass ich fast fertig war, und ab August eine Ausbildung anfangen wollte.

„Ich habe früher mal über Kinderheime berichtet und geschrieben“, erzählte sie. „Die Zustände dort waren schlimm. Ich hoffe, dass das heute besser ist.“

Sie stand auf, holte sich eine neue Zigarette und sagte nichts mehr. Sie hatte sich weiter in ihre Vergangenheit bewegt, als sie wollte.

„Die alten Leute werden auch oft wie Kinder behandelt. Um sieben werden sie ins Bett geschickt. Kein erwachsener Mensch kann um sieben schlafen. Nur eine der Schwestern behandelt die Bewohner mit Respekt, Schwester Anna. Die ist echt in Ordnung.“

Wir saßen noch eine halbe Stunde in ihrer Küche, dann ging ich. Sie brachte mich zur Tür, berührte mich kurz am Arm und schloss dann die Tür. Ich stand im Treppenhaus, das Licht ging nach einiger Zeit aus und mir fiel zum ersten Mal auf, wie schön das Licht abends durch die Glasbausteine schimmerte. Mit jeder eigenen Bewegung veränderte sich alles. Dann ging ich hoch in meine Wohnung.

Den Entwurf habe ich abgeschickt. Das Logo ausgetauscht, ein paar Bildchen geändert, die Hausschrift des Kunden in den Headlines und im Blindtext und fertig ist das Layout. Und täglich grüßt das Murmeltier.

Anna hat sich noch nicht gemeldet. In der letzten Nacht bin ich immer wieder aufgewacht. Um vier war dann die Nacht für mich vorbei. Das passiert mir immer, wenn mich etwas beschäftigt oder ein Problem in der Luft liegt. Ich befürchte hier kein Problem, im Gegenteil, vielleicht klärt sich einiges auf, was damals für mich schwer zu verstehen war. Ich stehe vor dem Eingang eines Parks, der nach einer alten Spinnerei benannt ist. Hier gibt es ein Kino, ein Museum, Veranstaltungsräume, Gastronomie, alles in schöner Industriearchitektur. Ich schaue mich um und erinnere mich, dass ich das alles schon einmal gesehen habe. Da sah es aber aus, als wäre es nicht mehr zu retten. So kann man sich täuschen.

Mein Telefon meldet eine SMS: „Komm doch morgen früh um 10 Uhr. Dann ist Frau Brendel relativ fit. Nachmittags baut sie immer ab. Gib mir ein OK, wenn du kommen möchtest.“

Noch eine Nacht hierbleiben, das hatte ich nicht geplant. Jetzt ist es aber auch egal, eine Nacht mehr oder weniger, was macht das schon. Ich schreibe zurück: „Super Anna, danke dir. Bin morgen um 10 da.“ Ich hänge sogar noch ein Smiley dran, ich weiß jetzt, wie das geht. Einen Moment überlege ich, sie zu fragen, ob sie heute Abend etwas vorhat, entscheide mich dann aber dagegen. Ich möchte nicht plump wirken und heute hänge ich lieber

meinen Gedanken nach. Ich laufe weiter und erinnere mich, dass wir hier gewesen sind. Wir haben auf einer Bank gesessen und geredet. Du warst aufgebracht, weil dein Leben in Unordnung geraten war. Alles war geregelt und dann kam dein Unfall und der ganze andere Schlamassel. Ich verstand das damals nicht, wahrscheinlich konnte ich es gar nicht verstehen. Ich verstehe es heute noch nicht, immer nur Andeutungen, immer ein großes Geheimnis.

„Noch zwei Wochen“, sagte Frau Evans beim Mittagessen zu mir. „Jetzt bloß nicht hängenlassen.“

Darauf antwortete ich gar nicht. Blöde Provokation.

„Jetzt wo die Arbeit draußen losgeht, sind Sie weg.“

Jetzt wollte sie mir noch ein schlechtes Gewissen einreden. Bei der Bundeswehr hätte ich meine Tageszahl gesagt: 13 und der Rest von heute. Ich aß langsam meinen Nachtisch und wartete, dass sie ging. Sie ging immer als erste und tat ganz hektisch, damit alle dachten, sie hätte so viel zu tun und wäre so fleißig. Warum denken Chefs eigentlich, dass ihre Mitarbeiter dämlich sind und nichts merken. Jeder hier wusste, dass sie das Gegenteil von fleißig war und sich um Entscheidungen herumdrückte. Mir war das zu diesem Zeitpunkt egal, ich dachte nur: 13, und dann bin ich hier weg. Scheiß drauf!

Abends lag wieder ein Zettel in meinem Flur.

freitag 18.00 uhr

ruth brendel

Diesmal würde ich meine Arbeitssachen anbehalten. Nach zwei Stunden Qualmerei rochen die Sachen genauso schlimm wie nach acht Stunden Altenheim. Ich freute mich aber auch auf Freitag.

Ich mochte sie, trotz ihrer Schrägheit, oder genau deshalb. Wie sie wohl früher gewesen war als junge Frau? Meine Mutter erzählte davon, wie sie zum Tanzen gegangen war, sich amüsierte und meinen Vater kennenlernte. Er spielte in einer Tanzkapelle Klarinette und machte meiner Mutter schöne Augen. Poussieren nannte man

das zu der Zeit. Das entsprach den Wirtschaftswunderzeiten, bitte Alles und mit vollen Händen. Wer hätte es den Leuten nach dem Krieg verdenken können.

Frau Brendel war das genaue Gegenteil, man spürte die Rebellion in ihr. Sie musste das nicht aussprechen, ich sah das daran, wie sie sich bewegte, wie sie rauchte, wie sie ihren Kaffee trank. Das hatte etwas von einer Katze, die lassen sich auch nichts sagen, nicht dressieren oder abrichten wie ein Hund. Hunde möchten einem Herrchen dienen, eine Katze ist da unberechenbar, sie spielt mit ihren Opfern, bevor sie sie frisst.

„Ich habe seit Jahren nichts getrunken“, sagte sie, als ich mit einer Flasche Rotwein in ihre Wohnung komme.

„Das wusste ich nicht. Ich dachte an einem Freitagabend kann man mal ein Glas Wein trinken. Wir müssen ihn aber nicht aufmachen, wenn Sie nichts trinken möchten. Wir lassen ihn auf dem Tisch stehen und sehen uns die Flasche an.“

Ich hatte mir nichts dabei gedacht, wollte nicht mit leeren Händen vor der Tür stehen. Und sie war ja nicht der Blumentyp.

Wir saßen wieder in der Küche. Jetzt fiel mir auf, dass sie anders angezogen war. Sie trug eine Jeans und eine Bluse. Bisher hatte ich sie immer nur in ausgebeulten Jogginghosen und schlapperen Sweat-Shirts gesehen. Sie sah richtig gut aus. Ich hatte nicht den fachmännischen Blick dafür, aber ich war sicher, sie hatte ihre Augen geschminkt.

„Ach was soll's“, sagte sie, kramte ewig in einer Schublade und fand einen angerosteten Korkenzieher.

„Wegen mir müssen Sie nicht mit Ihren Prinzipien brechen.“

„Glaubst du nicht, dass ich alt genug bin, um das selbst zu entscheiden?“

„Ok, Ok, ich sag nichts mehr.“

Sie fand zwei Gläser, das waren offensichtlich einmal Senfgläser. Sie hatte damals schon den Nachhaltigkeitsgedanken. Irgendwann war die Flasche auf und sie schenkte uns ein. Dann kam wieder das Zigarettenritual.

„Ich heiße Ruth, das weißt du ja. Du musst mich nicht siezen, dann komme ich mir alt vor. Ich will nicht alt sein.“

Ich trank einen Schluck Wein und sie fragte mich wieder nach meinem Zivildienst.

„In zwei Wochen bin ich fertig. Ich fand es ganz schön, ich finde es noch schön, man ist dicht an den Menschen. Ich glaube, jeder sollte das einmal machen, mit alten Menschen reden oder einfach zusammen sein. Die haben eine andere Sicht auf die Dinge und das Leben. Oh Mann, das sind große Worte, ich meine es gar nicht so pathetisch, im Gegenteil, es geht auch um die kleinen Dinge. Wenn sie von ihrem Leben erzählen, was sie erlebt haben, im Krieg und auch danach. Was sie für einen unglaublichen Hunger hatten. Das können wir uns alles gar nicht vorstellen in unserer Welt des ständigen Überflusses. Und es gibt trotzdem so viele unzufriedene Menschen. Und kaum jemand besucht sie und hört ihnen zu. Da muss jemand wie ich, im Prinzip gezwungen, nein, verpflichtet werden, um das zu erleben.“

Ich hörte gar nicht mehr auf, ich redete mich in einen Rausch. Der Wein beflügelte mich noch zusätzlich in meinem Redeschwall.

„Man müsste Politiker werden und ein gesellschaftliches Umdenken erreichen, damit die Menschen aus dem lernen, was diese Leute erlebt haben. Wir kaufen und kaufen und fahren in den Urlaub und dann noch ein neues Auto, aber besser und größer als das des Nachbarn, und dann ein Haus bauen und was weiß ich noch alles ...“

Ich war am Glühen, als hätte ich Fieber. Sie sah mich an und sagte: „Du bist ja ein richtiger Revolutionär.“ Ihren Wein hatte sie noch nicht angerührt.

„Sie sollten mich nicht veräppeln, nein, du solltest mich nicht veräppeln!“

„Das tue ich nicht – wenn du wüsstest, wie recht du hast. Wenn das jemand weiß, dann ich. Frag mich jetzt aber nicht, warum. Lass es einfach so stehen.“

Ich dachte, mein fragender Blick würde ihr noch ein paar Geheimnisse aus ihrer Vergangenheit entlocken, aber es kam nichts. Sie sah mich nur an, wie sie es auch schon beim letzten Mal hier in ihrer Küche getan hatte.

Sie nippte an ihrem Wein. Ich sah ihr an, dass es in ihrem Kopf arbeitete. Wir saßen wieder lange am Tisch, ohne dass einer etwas sagte. Draußen wurde es langsam dunkel. Zum Glück. Ich vertrug Alkohol besser, wenn es nicht so hell war. Ich sah mich um. In ihrer Küche hätte man einen Film in aus den 60er Jahren drehen können. Man musste nichts dazustellen oder wegnehmen, es war perfekt.

Ich fand es schon immer viel besser in einer Küche zu sitzen, nicht so spießig in der Couchgarnitur im Wohnzimmer. Ich war völlig in Gedanken versunken, sah das Wohnzimmer meiner Eltern vor mir. Der Schrank in Eiche furniert mit massiven Fronten, das betonte meine Mutter immer. Dazu die Ledersofas und ein Fernsehsessel mit Hocker. Die Fenster mit Leuchtstofflampen oben am Jalousiekasten. Die Außenjalousien wurden abends immer heruntergelassen. Wie in einem Sarg.

„Ich war Journalistin. Ich war eine gute Journalistin.“

Sie hatte Wein nachgeschenkt. Ich hatte nicht mitbekommen, dass sie ihr Glas ausgetrunken hatte. Die Flasche war fast leer. Sie legte den Kopf etwas schräg und sah mich anders an.

„Nichts hat sich geändert. Deine Revolutionstiraden ändern auch nichts.“

Ihre Stimme hatte jetzt eine Schärfe, aber ganz anders als die Schimpferei bei ihrem Unfall.

„Hier müsste noch eine Flasche sein.“

Sie kramte in einem Küchenschrank und fand eine angestaubte Flasche Rotwein.

„Der wird doch mit den Jahren besser, sagen die Experten.“

„Ich habe noch“, sagte ich, und hielt meine Hand über mein Glas.

Sie schenkte sich großzügig ein.

„Jetzt sitzt da dieser Dicke in Bonn und der schlimme Barzel auch. Das ist doch Kacke. Der Schmidt war auch nicht besser. Alles reaktionäre und faschistische Arschlöcher.“

Beim *faschistisch* entglitt ihr schon leicht die Stimme.

„Ich glaube, ein Kaffee wäre jetzt gut,“ sagte ich. Das ging jetzt in eine Richtung, die mir nicht gefiel. Beim Reden fuchtelte sie wild mit den Armen. Die Zigarette fiel ihr aus der Hand, sie schaffte es nur mit Mühe, sie wieder aufzuheben.

Ich machte mir Vorwürfe, dass ich diese blöde Flasche Wein mitgebracht hatte, aber wie konnte ich ahnen, dass die Situation so eskalierte. Ich nahm den Wasserkessel und wollte Wasser aufsetzen.

„Ich will jetzt keinen Kaffee. Darüber diskutier ich überhaupt nicht.“

Sie nahm den Wasserkessel und schüttete ihn wieder aus.

„Du verziehst dich jetzt am besten. Dein armseliges Gequatsche will ich mir nicht mehr anhören. Huhuh, die armen alten Leute. Hör mir doch auf mit dem Scheiß!“

Sie saß wieder am Tisch, machte sich die nächste Zigarette an und starrte vor sich hin, nahm keine Notiz mehr von mir.

Im Treppenhaus atmete ich einmal tief durch. Mann, hatte ich ein schlechtes Gewissen. Was hatte ich da angerichtet. Ich setzte mich auf die Treppenstufen und sah durch das Geländer hinunter. Hier hatte das angefangen. Das Licht ging wieder aus, aber heute Abend hatte ich keinen Blick für das Licht in den Glasbausteinen.

Natürlich hatte ich nach ihr gegoogelt, aber es gab keine Journalistin namens Ruth Brendel. Wenn sie bei einer regionalen Tageszeitung gearbeitet hatte, würde ich nichts über sie finden. Oft stand unter den Artikeln nur ein Kürzel aus den Anfangsbuchstaben des Redakteurs. Ich hatte mehrfach gesucht und es irgendwann aufgegeben.

Es ist noch früh am Morgen, ich bin der Erste beim Frühstück. Meine Sachen sind gepackt, es sind ja nicht viele. Die nette Dame an der Rezeption fragt, ob ich wirklich auschecken möchte. Der Running-Gag der letzten Tage. Meinen kleinen Rimowa-Koffer bringe ich ins Auto und erst dann fällt mir auf, was für ein schöner Tag heute ist. Ich fahre also nicht mit dem Auto, sondern gehe einen Umweg durch die Stadt und erst dann hoch zum Seniorenheim, ich habe Zeit genug. Es kann natürlich passieren, dass sie mich nicht erkennt oder sich nicht an mich erinnert, aber daran will ich jetzt nicht denken. Plötzlich stehe ich vor einem Blumenladen. Jetzt ist es mir egal, ob sie ein Blumentyp ist oder nicht. Ich nehme Tulpen, Anfang Mai ist Tulpenzeit.

Jetzt stehe ich vor dem Heim. Es ist die gleiche Jahreszeit wie vor 31 Jahren, als ich mit dem Zivildienst fertig war. Die Blüten bedecken die Waschbetonplatten, hier hat schon länger niemand mehr gefegt. Am Empfang sage ich, dass ich einen Termin mit Anna auf der Demenzstation habe. Die Dame traut mir wohl nicht und ruft an, dann kann ich mit dem Fahrstuhl hochfahren.

Ich war froh, dass im Frühjahr im Garten des Altenheims viel zu tun war. Ich hatte nicht so viel Zeit, an den schlimmen Abend zurückzudenken. Aber ganz verdrängen konnte ich mein schlechtes Gewissen nicht. Bisher hatte ich mit niemandem darüber gesprochen.

Auf einer meiner morgendlichen Müllrunden traf ich Schwester Anna.

„Hast du mal einen Moment?“, fragte ich sie. Dann erzählte ich ihr von dem Katastrophenabend.

„Und wie ist sie sonst so?“

„Ich glaube nicht, dass sie mit anderen Menschen Kontakt hat. Sie wirkt auch immer sehr in sich selbst versunken. Ich glaube, sie ist einsam und traurig, manchmal aber auch ziemlich ruppig.“

„Viele Menschen wissen nicht, dass Depression und Aggression sehr dicht beieinander liegen. Da braucht es nur einen kleinen Impuls und die Leute flippen aus. Oder, wie in deinem Fall, kann der Alkohol so einen Wutausbruch auslösen.“

„Was soll ich denn jetzt machen?“

„Ich würde eine Zeit abwarten. Mach dir nicht so viele Gedanken und du musst auch keine Schuldgefühle haben. Woher solltest du wissen, was ein oder zwei Gläser Wein bei ihr auslösen.“

Mir ging es nach dem Gespräch etwas besser, aber jedes Mal, wenn ich an ihrer Tür vorbei ging, holte mich das alles wieder ein.

Dann war meine Zivildienstzeit vorbei. Ich verabschiedete mich von Karl mit dem Rat, auf sein Herz achtzugeben, von Frau Wilson und natürlich von Schwester Anna. Ich hatte jetzt alle Verpflichtungen für das Vaterland erfüllt, mehr ging nicht. Ab jetzt mussten sich andere darum kümmern.

Zwei Monate Freizeit standen mir bevor. Offiziell meldete ich mich arbeitslos, bekam nur eine minimale Unterstützung, aber ich brauchte auch nicht viel. Ich trampelte mit einem guten Freund nach Korsika. Wir wollten wandern, blieben aber in der Macchia hängen und ließen das dann bleiben. Für 29 Mark hatten wir uns ein Zelt gekauft und wären in einem Gewitter fast darin ertrunken. In einem kleinen Krämerladen kauften wir einen echten korsischen Käse. Er sah aus wie Beton und stank bestialisch. Das war wohl der Käse aus „Asterix auf Korsika“, durch den ein Schiff explodierte, als ein Pirat mit offener Fackel zu dicht an ihn kam. Auf dem Rückweg trennten wir uns in der Schweiz, nachdem wir fast zwei Tage nicht von der Stelle kamen.

Auf der Freifläche im Park sollten abends ein paar Amateurbands spielen. Die Bierbude war schon geöffnet und es roch nach Würstchen. Ich wäre fast an ihr vorbeigegangen, sie saß auf einer Bank und rauchte, was sonst.

„Hallo Ruth.“

Ich war verunsichert, wie ich ihr nach den vergangenen Wochen begegnen sollte. Sie sagte nichts und sah mich nur an. Das konnte sie gut.

„Ist es ok, wenn ich mich setze?“

„Ja, sicher.“

„Letztes der Freitagabend ist echt blöd gelaufen.“

„-“

„Wie geht es dir sonst? Kannst du besser laufen?“

„-“

„Ok, wir müssen nicht reden.“

Ich lehnte mich zurück, blickte in den Himmel. Schöne Wolken zogen vorbei. Dann spürte ich ihre Hand auf meinem Arm.

„Ich kann nicht darüber reden. Früher ist viel passiert. Ich habe dir erzählt, dass ich als Journalistin gearbeitet habe, ich war auch erfolgreich. Aber dann musste ich aufhören, ein paar Dinge sind aus dem Ruder gelaufen, mehr kann ich dir nicht erzählen.“

Lange Pause.

„Es gibt für mich nur die Gegenwart und die Zukunft. Die Vergangenheit ist vorbei und das ist auch gut so.“ Dabei lachte sie kurz auf, aber es war eher ein resignierendes Lachen.

„Ich schaue jetzt auch nach vorn, in zwei Wochen fange ich die Ausbildung an. Das ist endlich das, was ich wirklich machen möchte, was mich wirklich interessiert. Ich habe mich immer an anderen orientiert, bei dem was ich gemacht habe. Oder ich musste es tun, wie Bundeswehr und Zivildienst.“

„Das ist doch sehr schön, mach das für dich und nicht für andere. Lass dich nicht verdummen oder verbiegen.“

In den nächsten Tagen trafen wir uns ein paar Mal hier an der Bank und sprachen miteinander. Ich erzählte ihr von meiner

Kindheit im Ruhrgebiet, das interessierte sie sehr. Wie wir als Kinder und Jugendliche unsere Zeit am Kanal verbracht hatten, auf Schiffe kletterten und mitfahren. Oft lachte sie so laut, dass Passanten sich zu uns umdrehten. Sie konnte wirklich lachen. Dass wir mit der Familie zu fünft in unserem R4 zur Baustelle unseres neuen Hauses fahren und meine Eltern vorne Kette rauchten. Nur noch dieses eine Mal erlaubte sie mir einen Blick in ihre Vergangenheit: „Ich hatte auch einen R4. Und mein Kin ...“ Da brach sie ab und wurde still. Wir sind dann meist zusammen zurück in die Viktoriastraße gegangen. An ihrer Tür verabschiedete sie sich. In ihrer Wohnung bin ich nie wieder gewesen, nicht als sie noch dort wohnte.

Als ich am Kundenraum vorbeikam, sah ich, dass der Juniorchef, Herr Reiter und Jochen, der Fotograf, bei dem ich Assi war, in eine lebhafte Besprechung vertieft waren. Einer versuchte den anderen zu übertönen. Ich hatte keine Ahnung, worum es ging. Ich baute im Studio das Licht ab, der letzte Auftrag war abgeschlossen, alles wieder zurück auf null. Jochen kam ins Studio, drückte mit seinem Stiefel die Kippe auf dem Boden aus, den ich gerade gefegt hatte und fragte mich: „Hast du nächste Woche schon was vor?“

„Nichts Besonderes, wieso?“

„Wir fahren nach Nizza und machen einen Job für Gartenmöbel, Zelte, Luftmatratzen, so ein Zeugs halt. Für ein großes Versandhaus, fängt mit O an. Morgen früh sitzen wir zusammen und sprechen alles durch. Am Montag geht es los, sieben bis zehn Tage, pack am besten eine Unterhose mehr ein.“

Es wurden dann zwölf Tage. Das Wetter war schlecht, deshalb mussten wir immer wieder unterbrechen, dafür war das Essen hervorragend. Wir bekamen Auslandsspesen, die wir abends in sehr guten Restaurants aufbrauchten. Tagsüber aßen wir die täglich frisch gekaufte Dekoration: Käse, Wurst, Brot und Obst, Wein gab es nur abends, wir waren zum Arbeiten hier. Es war eine Gourmetreise.

Spät am Freitagabend kam ich nach Hause. Das Licht im Treppenhaus ging an und ich hatte plötzlich ein ungutes Gefühl im Bauch. Langsam ging ich die Treppe hoch. Nur aus der Wohnung

der türkisch-stämmigen Familie hörte ich Geräusche, irgendein türkisches Video. Ich hielt mein Ohr an Ruths Tür. Dabei öffnete sich die Tür, sie war nur angelehnt. Die Wohnung war dunkel, nur von draußen schimmerten die Straßenlaternen hinein. Kahle Wände sahen mich an. Die Wohnung war leer, es zeichneten sich nur die Regale an den Tapeten ab. Die jahrelange Bearbeitung mit Nikotin war selbst im Halbdunkel sichtbar. Ich lehnte mich an einen Türrahmen und mir wurde klar, dass sie weg war.

Teil 4

33

Ich habe sie in die Wohnküche zum Mittagessen gebracht. Sie hat gar nicht mehr bemerkt, dass ich da bin, sie war nur noch auf das Essen fixiert. Jetzt gehe ich langsam den Flur entlang, schaue mir dabei die Bilder einer regionalen Künstlerin an, ohne sie wirklich wahrzunehmen, und nehme die Treppen ins Erdgeschoss. Ich muss raus, muss mich bewegen. Anna hatte mir gesagt, dass sie nicht mehr da sein würde, weil sie mittags einen Termin hat. Jetzt stehe ich draußen in der Sonne. Für Anfang Mai ist es schon fast sommerlich warm.

Ich habe Lust, den Berg hochzugehen. Oben auf dem Kamm kann ich in beide Richtungen sehen. Auf der einen Seite die Stadt, auf der anderen geht der Blick über das weite, flache Land. Ich hatte vergessen, wie schön es hier oben ist. Ich laufe immer weiter, sehe dabei nach links und rechts und beobachte, wie sich die Perspektive verändert. Man muss sich bewegen, damit sich etwas verändert. Wie damals bei den Glasbausteinen.

Nach einer halben Stunde erreiche ich ein Café mit Biergarten und einem schönen Blick über die Stadt. Das Bier, das ich mir gönne, schmeckt so gut, wie die Werbung immer behauptet. Der Inhaber des Cafés kommt immer wieder an meinen Tisch, um mir zu erklären, wie schön es hier ist und wie lange er das schon macht und was es hier alles gibt. Er begreift scheinbar nicht, dass ich gerade weder Gesellschaft oder Erklärungen brauche. Ich hole mein

Handy raus und tu so, als hätte ich gerade eine wichtige Mail bekommen, die ich jetzt sofort beantworten muss. Endlich lässt er mich in Ruhe.

Jetzt, wo ich sitze, spüre ich, wie erledigt ich bin. Wie nach einem Zehnkilometerlauf. Ich muss nochmal alles sacken lassen, was Ruth mir erzählt hat. Es kann nur Fantasie, Demenz oder die Kombination aus beidem sein. Ihre Vergangenheit war ja immer das große Geheimnis, aber heute hat sie mir Bruchstücke aus ihr erzählt.

Es riecht gar nicht nach Zigarettenrauch. Die Vorhänge sind aufgezogen, es ist hell und die Sonne scheint ins Zimmer. Ruth sitzt in einem Sessel und sieht mich überrascht an. Anna hatte mir zugeflüstert, dass Ruth nicht im Bett liegen wollte, wenn ich komme. Sie sieht richtig gut aus. Natürlich ist sie alt geworden, aber sie hat zum ersten Mal, wenn ich sie sehe, Farbe im Gesicht. Es gibt alterslose Menschen, sie gehört jetzt dazu.

„Hallo Ruth, wie geht es dir? Wir haben uns lange nicht gesehen.“

Was für eine blöde Phrase, mit der ich da komme. Ich will nur versuchen, nett und freundlich zu sein. Ich hatte vergessen, mit wem ich es zu tun habe.

„Es geht mir gut,“ antwortet sie, aber es hört sich einstudiert an. Sie sieht mich unsicher an, als wenn sie überlegt, wer ich sein könnte. Dann hat sie es.

„Du bist der kleine Revolutionär, wir haben doch oft auf der Bank gesessen.“

Ich lache und sie lächelt mich an.

„Ich habe dir Blumen mitgebracht. Magst du Blumen? Ich habe früher nie welche in deiner Wohnung gesehen.“

„Für so einen bourgeoisen Kram hatte ich keine Zeit.“

Wo hatte sie das Wort plötzlich her?

„Bei dem Licht und dem Qualm hätten die Blumen keinen Tag überlebt.“

„Ja, da hast du wohl recht.“

„Ich muss gleich zum Essen.“

„Bis zum Mittagessen ist noch viel Zeit, Ruth.“

Sie hat ein schönes Zimmer, nicht zu vergleichen mit dem Zustand der Räume zur Zeit meines Zivildienstes. Es gibt ein Bett aus Holz, nicht mehr eins von diesen furchtbaren Stahlungetümen, alles ist in warmen Tönen gehalten. Auch das Licht ist angenehmer, keine kalten Leuchtstofflampen. Die Tür zum Bad steht offen, auch dort scheint alles auf dem neusten Stand. Ich setze mich auf den einzigen Stuhl, den es noch in ihrem Zimmer gibt.

Sie ist zum Glück nicht wie eine Oma angezogen. Jeans, Bluse und schwarze, schlichte Schuhe. Ihre Haare sind kurz geschnitten, aber nicht zu kurz. Die randlose Brille macht das Bild einer jung gebliebenen älteren Frau komplett. Sie müsste jetzt 83 Jahre alt sein.

Wir sitzen nur da, mir fällt kein sinnvoller Anfang für ein Gespräch ein. Aber wir konnten auch vor vielen Jahren schon still zusammensitzen, ohne dass eine peinliche Situation entstand.

„Wir haben uns dreißig Jahre nicht gesehen, Ruth.“ Ich versuchte mal einen Einstieg. „Das ist eine lange Zeit. Was hast du gemacht in all den Jahren?“

„Ich denke nach, weiß ich nicht mehr genau.“

Sie spricht langsam und wählt jedes Wort sehr sorgfältig.

„Du warst bei mir im Krankenhaus. Das weiß ich noch. Du hast mir Zigaretten geholt, ich habe so gerne geraucht.“

„Roth Händle, ich habe nie mehr jemanden getroffen, der Roth Händle raucht.“

„Ich rauche jetzt nicht mehr.“

„Das riecht man, oder besser gesagt: Man riecht es nicht.“

Dann wieder Stille.

„Du warst plötzlich ausgezogen. Ich war in Frankreich, habe dort gearbeitet. Und als ich wiederkam warst du weg. Ich stand in deiner leeren Wohnung. Auch von den Nachbarn wusste keiner etwas. Der Vermieter zuckte nur mit den Schultern als ich ihn später fragte.“

Sie schaut unsicher. Ich weiß nicht, ob sie es vergessen hat oder es nicht sagen will.

„Das stimmt, ich musste schnell umziehen.“

Ich frage mich, ob sie wirklich dement ist oder mir nur etwas vorspielt. Aber ich glaube, so geht es vielen Menschen. Jemanden plötzlich so zu erleben, dass er einen nicht mehr erkennt und sich nicht erinnert, ist sehr verstörend. Nein, sie spielt mir nichts vor.

„Ich musste oft umziehen. Das ging gar nicht anders.“

„Das verstehe ich nicht. Was war denn der Grund dafür?“

„Ich brauche einen Augenblick, ich muss mich konzentrieren.“

Ich gebe ihr die Zeit.

„Das war die Abmachung.“

„Die Abmachung? Was für eine Abmachung?“

Ich glaube, ich habe sie in die Enge getrieben. Das wollte ich nicht. Doch, eigentlich wollte ich das. Immer diese blöde Geheimnistuerei. Aber ging mich das alles überhaupt etwas an?

„Weißt du was, Ruth? Das alles geht mich nichts an. Ich habe dir damals einfach gern geholfen, weil ich dich mochte. Ich wusste

noch nicht so genau wohin mit mir, und dann habe ich dich getroffen. Deine Schroffheit und Ablehnung am Anfang haben mich geradezu angezogen.“

Pause.

„Ich habe dir das nie erzählt. Als ich die Unterlagen aus dem Schreibtisch geholt habe, sah ich das Bild mit den beiden Mädchen. Sind das deine Kinder?“

Sie schaut ins Leere.

„Meine Kinder? Lass mich einen Moment nachdenken.“

Mit einem Knall geht die Tür auf. Eine Pflegerin platzt herein, ohne anzuklopfen. Manches hat sich leider noch nicht geändert.

„Frau Brendel, ich wollte nur sehen, ob Sie etwas brauchen.“

Ruth hebt nur etwas die Hand, sagt aber nichts. Die Pflegerin versteht und macht leise die Tür wieder zu.

„Entschuldigung, ich wusste nicht, dass Sie Besuch haben.“

Wahrscheinlich bin ich der erste Besucher, seit sie hier ist.

„Wie lange bist du denn schon hier im Seniorenheim?“

Sie überlegt, schüttelt den Kopf ganz leicht. Ihre Hände liegen ganz ruhig auf der Decke, die sie über den Beinen hat. Sie will etwas sagen, bekommt es aber nicht heraus.

„Früher war ich viel unterwegs. Da hätte ich gar keine Kinder brauchen können.“

Sie nimmt den Faden von vorhin wieder auf.

„Ich war ja viel in Berlin und in Hamburg und in ... ich weiß nicht mehr so genau wo noch überall. Es war überall was los. Und ich

habe viel geschrieben, auf meiner Schreibmaschine. Jetzt schreibe ich gar nichts mehr.“

Sie zeigt unter das Bett, da steht der Koffer mit der Olivetti.

„Du warst doch Journalistin, das hast du mir erzählt.“

„Das habe ich erzählt? ... ja, du hast recht. Das war aber irgendwann vorbei. Ich wollte mehr Gerechtigkeit, nur mit dem Schreiben allein ging das aber nicht.“

„Und was heißt das?“

„... das darf ich dir doch nicht erzählen. Sie haben mich eingesperrt. Ganz allein, für eine lange Zeit.“

Damit hatte ich nicht gerechnet. Mir war damals schon klar, dass irgendetwas schiefgelaufen war, aber das konnte ich nicht glauben.

Ich frage ganz vorsichtig: „Wo denn eingesperrt? Und warum?“

„Es gibt gleich Essen, da möchte ich nicht zu spät kommen.“

Vielleicht sollte ich das jetzt abbrechen. Ich bin nicht hier, um sie unter Druck zu setzen. Dazu habe ich kein Recht.

Plötzlich erzählt sie von sich aus weiter: „Später war ich noch woanders eingesperrt, mit den anderen. Die leben alle nicht mehr.“

Ich schaue sie fragend an, traue mich aber nicht, etwas zu sagen.

„Der Otto hat mir geholfen. Ich habe alle verraten. Die sagten immer: *Zweifel ist Verrat*. Was für ein Quatsch war das ... man muss doch immer zweifeln, sonst ändert sich doch nichts. Das haben die nicht verstanden ... ich brauchte aber auch lange dafür. Und der Otto ist später noch richtig berühmt geworden.“

Ihr Verstand scheint für einen Moment ganz klar, sie spricht mit fester Stimme, wie vor dreißig Jahren.

„Du hast andere verraten und bist deshalb rausgekommen?“

Wir sehen uns an und sie ist wohl erschrocken von dem, was sie gerade gesagt hat.

„Ich habe doch niemanden verraten. Hilfst du mir auf? Ich möchte jetzt zum Essen.“

Sie steht auf, um der Situation und dem, was sie gesagt hat, zu entkommen. Ich helfe ihr und sie geht in ganz kleinen Schritten zu einem Rollator, der hinter der offenen Badezimmertür steht. Dann Richtung Tür, überlegt es sich wohl anders und geht mit Hilfe des Rollators zum Fenster. Sie schaut in die blühenden Bäume, ihr Zimmer geht nach hinten zum Berg raus.

„Warum hat man dich denn eingesperrt?“ frage ich vorsichtig.

„Wieso eingesperrt? Ich bin doch hier nicht eingesperrt, die sind doch alle nett zu mir.“

„Ich meine doch nicht hier, sondern was du mir gerade erzählt hast, dass du früher eingesperrt warst.“

Sie schaut mich mit großen Augen an, als wenn sie versucht herauszufinden, wer ich bin. Der klare Moment ist vorbei, sie taucht wieder ab in ihre demente Welt. Es ist jetzt genug, ich will sie nicht quälen, auch wenn es mir schwerfällt. Sie hatte gerade einen klaren Moment, mehr geht nicht.

Einige Änderungen muss ich am Entwurf noch vornehmen. So sind die Kunden, ich habe mich daran gewöhnt, nehme das nicht mehr persönlich. Ich schaue lieber raus ins Leben. Aus meinem Büro habe ich einen schönen Blick auf die Straße. Heute ist Markt, da kann ich immer die Dramen beim Einparken beobachten. Das Auto steht nach endlosem Rangieren, es wird ausgestiegen, man ist noch nicht zufrieden, noch einmal zehn Zentimeter zurück, ein weiterer kritischer Blick, so geht es vielleicht. Beim Rausfahren noch einmal das gleiche Elend.

Seit zwei Tagen bin ich wieder zurück, versuche mich auf die Arbeit zu konzentrieren, auch wenn sie mich nicht mehr besonders interessiert. Es schleichen sich immer mehr Fehler ein, die aber keiner zu bemerken scheint. Die Routine zieht Ungenauigkeiten und Fehler magisch an. Ein von mir geschätzter Journalist und Autor schrieb einmal über seine Arbeit bei einer Zeitung: „Ich fühlte mich gleichzeitig gelangweilt und überfordert.“ Das trifft es gut. Insofern ist die Arbeit keine echte Ablenkung von dem, was mich wirklich beschäftigt.

Welchen Sinn ergab das, was Ruth mir erzählt hatte? War das Spinnerei aus einem dementen, von Alzheimer ausgebremsten Gehirn? Ich versuchte mit aller gedanklichen Kraft, den Zusammenhang zwischen ihr und dem, was in den Siebziger Jahren geschehen war, zu trennen. Im Nachhinein ist mir klar, wen sie mit Otto meinte, aber die Geschichte war so abstrus, dass sie vielleicht doch stimmte?

Am gleichen Tag hatte ich noch mit Anna telefoniert und hatte sie gefragt, ob Ruth ihr etwas von früher erzählt hätte. Sie dürfe mir aus bekannten Gründen nichts dazu sagen, aber sie wisse auch nichts. Es benötige viel Zeit und auch etwas Glück für den richtigen Augenblick, um Vergangenes von einem Demenz-Erkrankten zu erfahren. Und Zeit ist das, von dem sie viel zu wenig für die Bewohner hat. Ich bedanke mich noch einmal bei ihr, und dass es nicht selbstverständlich gewesen wäre, dass sie mir das Treffen mit Ruth ermöglicht hatte.

Ich hatte mich mit Ruth verbunden gefühlt. Ob es ihr auch so ging, kann ich nur erahnen, ich glaube schon. Es war eine kurze Zeit, die wir miteinander verbrachten. Und auch das war ja nicht so, wir verbrachten nicht wirklich Zeit miteinander. Sie ließ mich ihr helfen, was aus heutiger Sicht ein Vertrauensbeweis war. Sie gab mir den Schlüssel zu ihrer Wohnung, ließ mich dort ihre Gebrauchsanweisungen tippen. Jetzt tut sie mir leid, die Krankheit und das Alter lähmen ihren Geist immer mehr. Ich werde sie vielleicht noch einmal besuchen, aber ich glaube eher nicht.

Jetzt streiten sich draußen zwei Autofahrer um einen Parkplatz. Wüste Beschimpfungen werden ausgetauscht, dann fährt der Unterlegene mit aufheulendem Motor davon.

Ich schalte das Radio ein. Die Musik auf WDR 2 war auch schon mal besser, immer der gleiche Mainstream. Ich will gerade einen anderen Sender suchen, da kommt der Stichtag, der tägliche Rückblick auf geschichtliche Ereignisse:

9. Mai 1976, siebter Stock der Justizvollzugsanstalt Stuttgart-Stammheim. Um 7.34 Uhr an diesem Sonntagmorgen öffnen zwei Beamte die Zelle 719. Die RAF-Mitbegründerin Ulrike Meinhof hängt tot am Gitter ihres linken Zellenfensters ...

Der Schneefall lässt kaum nach. Wenn ich auf der linken Seite des Bordsteins mit Räumen fertig bin, kann ich rechts wieder anfangen. Aber die Stille ist schön, der Schnee dämmt alle störenden Geräusche, die Autos schleichen ganz langsam vorbei. In ein paar Tagen ist alles wieder weg. „Wenn der Schnee geschmolzen ist, siehst du, wo die Kacke liegt,“ sagte Rudi Assauer so schön. Jetzt muss ich an Ruth denken, weil Assauer auch an Demenz litt.

Ich bin gerade wieder im Büro, habe Mantel und Stiefel ausgezogen, da klingelt es. Ein Lieferdienst bringt ein großes Paket, was mich wundert, ich habe nichts bestellt. Der Absender ist Anna mit der Adresse des Seniorenzentrums. Es kann kein Zufall sein, dass ich vor wenigen Minuten noch an Ruth gedacht habe. Im Paket ist ein Koffer, darauf liegt eine Karte. Ich setze mich, habe eine Vorahnung, dass etwas passiert ist. Ruth ist gestorben, schreibt Anna. Die Heimleitung hat eine anonyme Bestattung bestimmt, da keine Angehörigen ausfindig zu machen waren. Sie hat heimlich den Koffer aus ihrem Zimmer geholt und mir in diesem Paket zugeschickt. Ich weiß natürlich, was darin ist: Ruths geliebte Olivetti. Es ist eine Valentine, eine Ikone des Designs. Ich stelle den Koffer auf meinen Schreibtisch, ziehe sie heraus und streiche vorsichtig über die Tastatur. Es gibt Momente, in denen man gleichzeitig traurig und glücklich sein kann. Jetzt ist so einer.

Ich schaue aus dem Fenster. Es schneit wieder.

Impressum

Text: © Copyright by Reinhard Schwederski

Umschlaggestaltung: © Copyright by Reinhard Schwederski

Umschlagfoto: © Copyright by Reinhard Schwederski

Reinhard Schwederski
Fürstengartenstraße 8
32756 Detmold
mail@schwederski.de

Seite 10:

Stefan Aust, Der Baader Meinhof Komplex, S. 270
1998 Wilhelm Goldmann Verlag, München, 13. Auflage

Seite 23:

Stefan Aust, Der Baader Meinhof Komplex, S. 378
1998 Wilhelm Goldmann Verlag, München, 13. Auflage

Seite 62:

Hermann Melville, Moby Dick, S. 35
2014 Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt, 5. Auflage

Detmold im Januar 2022

**Die Geschichte ist frei erfunden,
enthält aber autobiografische Anteile.**



„Ich kann nicht darüber reden. Früher ist viel passiert. Ich habe dir erzählt, dass ich als Journalistin gearbeitet habe, ich war auch erfolgreich. Aber dann musste ich aufhören, ein paar Dinge sind aus dem Ruder gelaufen, mehr kann ich dir nicht erzählen.“

Ruth